Hom.
671

Hom. 671 u

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Predigten

für Unbefangene.

Von

F. W. Hildebrandt,
Diakonus an der St. Ulrichskirche in Halle.

Magdeburg, 1844,
in der Heinrichshofen'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Frau Kanzler Niemeyer

in Halle

als Ausdruck innigster Hochachtung und Ergebenheit

zugeeignet.

Vorwort.

Predigten, — die Eurigen natürlich ausgenommen Ihr gefeierten Koryphäen der Kanzelberedtsamkeit, — sind heut zu Tage ein mißlicher Artikel für den Buchhandel. Kommen sie gar von einem Manne, welcher eben erst das fünfte Jahr seiner geistlichen Amtsführung zurückgelegt, und bisher kaum mehr, als seinen Namen im Local-Wochenblatte dem Drucke übergeben hat, so könnte ihre Veröffentlichung vollends ein wunderliches Unternehmen scheinen. Ich anticipire dieß Urtheil, um zu zeigen, daß, wenn es nun laut wird, ich's zu ertragen wissen werde. Doch will ich hiermit keineswegs die Verpflichtung umgehen, öffentlich Rechenschaft darüber zu geben, was mich zu diesem kleinen literarischen Märtyrerthume bestimmt habe.

Die nächste Veranlassung zwar zur Herausgabe der vorliegenden Kanzelreden übergehe ich mit Stillschweigen, um nicht etwas gar zu Triviales zu sagen. Der tiefere Grund aber ist, frei gestanden, der, daß es mir scheint, als sei auf dem großen homiletischen Orchester der Gegenwart gerade die Seite, der ich angehöre, etwas schwach besetzt, — mag nun da von Hause aus die numerische Minorität sein, oder Bequemlichkeit, und was sonst noch, die Stimmen zurückhalten. Wie wollte ich mich freuen, wenn bald durch den Zutritt bedeutenderer Kräfte auf dieser Seite meine geringe Mitwirkung überflüssig gemacht würde! Für jetzt indessen halte ich mich berufen, mein Schärflein beizusteuern; berufen durch Den, welcher in die Welt gekommen ist, die Wahrheit zu zeugen, und wohl zuweilen seinen Ruf auch an Solche ergehen läßt, von denen die vermeintlich privilegirten Glaubensliteraten zu sprechen geneigt sind, wie geschrieben steht 1 Sam. 10, 11. und Ev. Joh. 21. 21. Es bleibt mir nichts übrig, als zu sagen: Meister, auf Dein Wort! — Und so gebe ich aus dem kleinen Vorrathe meiner Manuscripte vorläufig vierzehn Predigten des verschiedenartigsten Inhaltes heraus. Eine chronologische Ordnung hätte sich nur auf Unkosten der sachlichen beobachten lassen; ich zog die letztere vor. —

Ignoriren wird die Kritik diese Vorträge nicht. Und da keiner derselben für den Druck berechnet, oder auch nur nachträglich im Mindesten umgeändert worden ist, so wird es, aus welcher Weltgegend der heutigen vielstrahligen Windrose das beurtheilende Wort kommen möge, an Rügen nicht fehlen. Sie sollen mir willkommen sein, wenn ich daraus lernen kann. Nur eine dringende Bitte sei mir auszusprechen erlaubt. Absolviren Sie, geehrter Herr Recensent, Ihr Geschäft nicht lediglich nach den gangbaren Fragen: texterschöpfend? — schriftmäßig? — erbaulich? u. s. f. Dem Publikum, bei welchem diese Reden etwa Aufnahme finden dürften, und an welches sie auf dem Titelblatte ausdrücklich adressirt sind, liegt nicht gerade viel daran, über dergleichen Auskunft zu erhalten; und was mich selbst betrifft, so kann ich über jenes Alles den gründlichsten und ausführlichsten Bescheid viel näher haben, — dicht nebenan bei einem sehr würdigen Collegen und ehemaligen Lehrer. — Nein, gehen Sie vor allen Dingen auf den Geist, auf das Princip, auf die Tendenz ein. Weisen Sie dem Büchlein auf der großen Tabelle der im gegenwärtigen Reiche Gottes sich kreuzenden Richtungen die Rubrik an, unter welche es gehört; und finden Sie keine solche für dasselbe vor, so schaffen Sie ihm eine. Dadurch, — vorausgesetzt,

daß Sie der Mann sind, das Rechte treffen zu wollen, und wirklich zu treffen, — werden Sie einem Zeitbedürfnisse dienen, und beiläufig im hohen Grade verpflichten

den Verfasser.

Halle im November 1843

Verzeichniß

der in diesem Bändchen enthaltenen Predigten.

Seite

I. Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Am 13. Sonntage post trin. 1842. 1

II. Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Am Sonntage Quasimodogeniti 1843. 15

III. Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Am 23. Sonntage post trin. (Reformationsfeier) 1842. 28

IV. Die Zeichen dieser Zeit. Am Neujahrstage 1842. 40

V. Stimmen der verjüngten Natur. Am Sonntage Cantate (Frühlingsfeier) 1839. 53

VI Fromme Blicke auf unseres deutschen Vaterlandes Vergangenheit und Zukunft, am Schlusse seines ersten Jahrtausends. Am 8. Sonntage post trin. (Feier des Vertrags von Verdun) 1843. 67

VII. Die Weihnacht, das Fest der Wahrheit. Am ersten Christtage 1841. 82

VIII. Der Zuruf Christi an seine trauernden Begleiter auf dem Todeswege. Am Charfreitage 1842. 93

Seite

IX. Was will das Todtenfest? Am Todtenfeste 1840. 105

X. Worin haben die Kinder des Lichts von den Kindern dieser Welt zu lernen? Am 9. Sonntage post trin. 1841. . 120

XI. Simon der Zauberer und Petrus der Apostel. Am 16. Sonntage post trin. 1841. 133

XII. Elias, als Vorbild des rechten Gottvertrauens. Am 23. Sonntage post trin. 1838. 148

XIII. Was in dem heiligen Berufe, Menschen zu fangen, von uns erfordert werde. Am 5. Sonntage post trin. 1843. . . 163

XIV. Wie Jesus an den öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes sich betheiligte. Am 10. Sonntage post trin. 1843. . 179

I.

Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet.

Sonntag XIII. p. trin. 1842.

Gnade sei mit euch, und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Text Luk. 10, 23. und 24.

„Und er wandte sich zu seinen Jüngern, und sprach insonderheit: Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Denn ich sage euch: viel Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben's nicht gesehen; und hören, das ihr höret, und haben's nicht gehört."

So, versammelte Christen, beginnt das Evangelium des heutigen Sonntags. Das Ganze habt ihr zuvor am Altare vernommen. Für unsere gegenwärtige Betrachtung habe ich bloß diesen ersten Ausspruch erwählt; und ihr Alle erkennt wohl, wie viel schon dieser allein uns zu denken gebe.

Ja fürwahr, ein großes, gewaltiges Wort! Und welches Licht wirft es auf Ihn, der es aussprechen konnte! Die meisten großen Männer, die jemals den Lauf der Weltereignisse bestimmen halfen, trugen wohl ein mehr oder weniger lebhaftes Bewußtsein ihrer Bedeutung in sich; sie ahneten den Wechsel der Zeiten, den sie herbeizuführen oder zu beschleunigen von der Allmacht berufen waren; sie fühlten, daß in der Weltgeschichte auf sie gezählt sei, und mochten mit Propheten-Zuversicht ihren Zeitgenossen verkünden: Was ihr sehet, haben vor euch Viele zu sehen begehrt, und haben's nicht gesehen! Aber welcher unter ihnen hätte wohl jemals sich groß genug gefühlt

in seiner Erscheinung und Wirksamkeit der Menschheit Alles vor Augen zu stellen, was zu ihrer vollen Genüge, zu ihrem wahren Heil nöthig ist? Welcher unter ihnen hätte je gewagt, seine Zeitgenossen selig zu preisen um deßwillen, daß er in ihrer Mitte stehe? — Sehet, Christus thut das; und indem wir dies Wort seines Mundes vernehmen, so bleibt, vorausgesetzt, daß dasselbe ihm aus dem Herzen kam, uns nur zweierlei zu wählen: entweder, ihn für den hochmüthigsten aller Menschen, für einen in fabelhafter Selbstverblendung Befangenen zu halten, oder mit ehrfurchtsvollem Staunen auszurufen: Was für ein Mann ist das, in dessen Brust die Gottheit ein solches Bewußtsein mehr als weltgeschichtlicher Größe gelegt hat!

Diese Ehrfurcht, Mitchristen, wird um so tiefer werden, je aufmerksamer wir jetzt dem Inhalte unseres Textesworte nachdenken.

Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet! Zwei Fragen werden uns dabei beschäftigen:

1. Was ist es, um deßwillen der Erlöser die Jünger selig preist?
2. Inwiefern dürfen wir diese Seligpreisung auch auf uns beziehen?

So laß uns denn auch diese Morgenstunde eine selige werden, Vater im Himmel! Thue auf die Augen unseres Geistes, daß wir sehen die Herrlichkeit Deines Eingeborenen, und heimkehren seines Ruhmes voll! Amen.

1.

Zu den Jüngern insonderheit, als den Vertrautesten seines Herzens, und den nächsten und kundigsten Zeugen seines Wandels und Wirkens, wandte sich Jesus mit den Worten: Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet! Was war es, um deßwillen er sie selig pries? was sahen ihre Augen? so haben wir zuerst zu fragen; und eine zweifache Antwort ergiebt sich. Sie sahen des Gottessohnes leibliche Erscheinung, — sie sahen des Got-

tesreiches erste Gestaltung. Wohl mochte das ein seliges Schauen sein!

Wen von uns, meine Freunde, hätte nicht schon zuweilen der Wunsch beschäftigt, den Erlöser einmal sehen zu können in derselben Gestalt, wie er einst unter den Menschen wandelte? statt der Bildnisse alle, unter denen ihn fromme und denkende Künstler uns darstellen, einmal die Person vor Augen zu haben? zu schauen jenes Angesicht, auf welchem die Klarheit aller Himmel sich abspiegelte, — jene Blicke, aus welchen Herrschaft und Würde sprachen, gepaart mit Erbarmen und Milde; durch welche dämonische Kräfte sich überwältigt und gefesselt bekannten, und arme Herzen sich so wunderbar tröstlich angezogen fühlten? zu hören den Klang jener Worte, vor welchem alles Volk sich entsetzte, und welchem alles Volk nachlief; welcher so gewaltig die Hoffärtigen traf und so vertraulich die Mühseligen einlud? Kurz, wer von uns hätte noch *nicht* dasselbe empfunden, was jene Griechen empfinden mochten, als sie an den Jünger Philippus sich wandten mit der Bitte: Wir möchten gern Jesum sehen!

Sollen wir dies Verlangen eine fromme Neugierde oder Schwärmerei nennen? Nein, meine Freunde, es ist etwas Anderes, etwas viel Größeres und Edleres. — Seht, in den Menschen, in den vernünftigen Geist ist die unverleugbare Ahnung eines vollkommenen geistigen Urbildes gelegt, welches, wie es ist, nimmer geschaut werden kann, aber in dieser Sinnenwelt in unzähligen Erscheinungen sich wiederspiegelt und in unzähligen Formen sich abdrückt, hier deutlicher, dort in dunkleren Umrissen, je nach der Empfänglichkeit des Beschauenden, und je nach der Beschaffenheit der Gegenstände, an denen es erscheint. Diese Offenbarungen und Abdrücke des Unsichtbaren, Vollkommenen in der sichtbaren Welt aufzusuchen, ist dem Menschen ein ursprünglicher heiliger Trieb; sie zu finden, ist ihm eine heilige Lust um deßwillen, weil er in ihnen das Erhabenste, das er zu denken vermag, dargestellt und verwirklicht sieht, und weil er an ihnen zu einer lebendigern innern Anschauung des unerreichbaren Urbildes selbst sich erheben kann. Darum gewährt es uns so hohen Genuß, ein vollendetes

Kunstwerk zu betrachten, in welchem des Künstlers Hand den ihm von einer höhern Macht verliehenen Anschauungen einen erkennbaren Ausdruck gegeben, oder die Harmonie der Töne zu verfolgen, in denen des Meisters Seele ihre tiefsten Empfindungen niedergelegt hat; und je heller in des Künstlers Seele das Licht von obenher eingestrahlt ist, und je klarer es aus seinen Schöpfungen widerstrahlt, um desto mehr treibt es uns, zu bekennen: Selig die Augen, die das sehen, und die Ohren, die das hören!

Darum ferner erfüllt es uns mit so unbeschreiblichem Vergnügen, die schöne Natur zu betrachten, in welcher der gestaltlose Ewige selbst sich eine Gestalt gegeben, sich ein Kleid gewoben hat, und insbesondere die ausdrucksvollsten Gegenden, die paradiesischen Stätten der Erde zu schauen, über denen der Geist Gottes am mächtigsten und fühlbarsten schwebt, und nur ein stumpfer Sinn kann hier das Bekenntniß zurückhalten: Selig sind die Augen, die solches sehen!

Aber höhere Seligkeit, als die schöpferische Kunst, als die große Natur sie gewähren kann, — höhere Seligkeit ist es, das ewige Urbild im Wirken und Walten, im sittlichen Leben des Menschen sich abbilden zu sehen. Hier ist es, wo die verborgene Gottheit bei Weitem am Deutlichsten für unser Auge Gestalt und Erscheinung gewinnt, wo das Unbegreifliche am Herrlichsten vor unsern Blicken sich offenbart, und wo also dem Gemüthe, das ihn zu fassen strebt, die vollste Genüge wird.

O, daß ihr Alle, meine Freunde, von dieser Genüge Zeugniß geben könntet! daß Jeder von euch in seinem Lebenskreise, in seinem Hause die tägliche Erfahrung machte, welch' eine heilige Lust es sei, in eines wahrhaft guten und göttlich gesinnten Menschen unmittelbarer Nähe zu weilen; zu sehen, wie in seinen Werken und Worten die Wahrheit, die aus Gott ist, sich zu Tage legt; Zeuge zu sein von seinem glühenden Eifer für alles Gute, von seiner stillen Geduld in aller Trübsal, von seiner Freudigkeit zu jeder, auch der schwersten Pflicht, von seiner Scheu vor jedem, auch dem kleinsten Unrecht; zu lesen in allen Stunden auf seinem Angesichte die

Kraft seines Glaubens, den Reichthum seiner Liebe, den Grund seiner Hoffnung! O glücklich ihr Eltern, die ihr an euren Kindern, ihr Kinder, die ihr an euren Eltern das schauet! Glücklich ihr Ehegatten und Freunde, die ihr, Einer an dem Andern, so die Herrlichkeit Gottes erkennt! so, daß Einer um des Andern willen, weil er dessen gute Werke sieht, den Vater im Himmel zu preisen sich getrieben fühlt!

Aber auch die Glücklichsten unter euch in diesem Sinne, sie sehen doch auf dem Angesichte ihrer Lieben immer nur einen vielfach getrübten Abglanz des ewigen Lichtes, — immer nur die noch mit dem Nebel der Sünde ringende Klarheit Gottes. Wie anders Jene, an welche zunächst unser Textes-wort ergeht, die Jünger! Sie schaueten Ihn, sie verkehrten mit Ihm, der da sprechen durfte: Wer mich siehet, der siehet den Vater. Sie hatten zum Lebensgefährten, zum Führer, zum Freunde, zum Vertrauten Den, welcher überall das reine, unbefleckte Ebenbild Gottes, welcher in allen Stücken das heiligste Beispiel ihnen vorhielt; bei welchem es keinen Mißklang widersprechender Gefühle, keine Störung durch wandelbare Laune, keine Herabstimmung durch schwache Stunden gab. Ja, Ihn zu schauen, mußte für die Jünger eine Welt voll Seligkeit sein; ihn nur anzublicken, mußte ihnen Trost geben in den Stunden der Noth, Frieden in den Augenblicken der erwachenden Leidenschaft; ernste Warnung, wo sie fehlen wollten, und heilsame Züchtigung, wo sie gefehlt hatten; frische Kraft, wo sie ermüden, und neue Begeisterung, wo sie erschlaffen wollten; Licht, wo sie in Finsterniß gingen, und Aufklärung, wo sie mit Zweifeln und Räthseln rangen. Und wenn ihre Augen auch oft noch gehalten waren, daß sie nicht die ganze Fülle des ihnen zu Theil gewordenen Heils erkannten, — so zeigt doch ihr Ausruf: Herr, wohin sollten wir gehen! — so beweist doch ihr freudiges Zeugniß: Wir sahen seine Herrlichkeit, als eine Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, — welche Seligkeit ihnen darin bereitet war, des Gottessohnes leibliche Erscheinung zu sehen.

Zugleich mit derselben sahen die Jünger des Gottesreiches erste Gestaltung. — Nicht in den Schranken der

Häuslichkeit still zu verfließen war das Leben Jesu bestimmt, nein, es war ausersehen, einen Umschwung der Zeiten herbeizuführen, deßgleichen nie zuvor erfolgt war, und nie mehr erfolgen wird, und welchen eintreten zu sehen, jedem ernsten und die Wahrheit liebenden Gemüthe eine heilige Freude sein mußte.

Alles Große und Bedeutende überhaupt, das vor unsern Augen, auf welchem Gebiete es immer sei, in's Leben tritt und nach einer unvollkommenern Vergangenheit das Herannahen einer reichern Zukunft verkündet, muß in dem denkenden Zeitgenossen ein Gefühl der Lust erwecken. Wo großartige Erfindungen auftreten, von denen die vorigen Geschlechter noch keine Ahnung hatten; wo Anstalten erblühen, die das allgemeine Wohl auf's Gedeihlichste fördern; wo mächtige Bewegungen im Felde der Wissenschaft anheben, die an die Stelle eines abgelebten Alten ein jugendkräftiges Neues setzen; wo für das politische Schicksal des Landes, des Volkes, dem wir angehören, ein heilsamer Wendepunkt kommt: — da überall wird es laut in uns: selig sind die Augen, denen das zu sehen vergönnt ward!

Ihr besonders habt ja wohl eine recht deutliche Erfahrung davon, ihr bejahrten Glieder dieser Gemeinde, von welch einer zauberischen Gewalt das Gemüth ergriffen und erhoben wird in solchen Zeiten, wo es dergleichen zu schauen, zu erleben, zu theilen giebt. Ihr habt ja die Last noch mitgetragen, die vordem auf unserm deutschen Vaterlande lag, und geseufzt unter ihr, und verlangende Blicke auf eine glücklichere Zukunft gerichtet, und rings um euch her Viele traurig sterben sehen, denen der Tag der Freiheit nicht mehr erscheinen sollte. Als er euch erschien in seinem Glanze, nach langer schwüler und banger Zeit, — als vor euren Blicken ein neues, durch Freiheit reiches Leben aufging, — o prieset ihr da euch nicht selig darum, daß es euren Augen aufbehalten war, Solches zu sehen?

Aber, was es jemals zu schauen gegeben hat auf Erden, — die wichtigsten Wendepunkte der Zeiten, und die entschiedensten Siege der guten Sache; die mächtigsten Umwälzungen im Reiche des Denkens, und die überraschendsten Schritte des

Menschengeistes zur Herrschaft über die rohen Kräfte der Natur; die großartigsten Einrichtungen und die ersehntesten Reformen, — was von dem Allen reichte wohl hinan an jenen Umschwung des geistigen Lebens, dessen Zeugen, und zwar mitwirkende Zeugen, die Jünger des Herrn waren? Sie sahen die erste Gestaltung eines großen Neuen, dem fortan alles Große, was unter der Sonne geschehen würde, untergeordnet und dienstbar, zu dem fortan alles Heilsame nur eine Nachhülfe, von dem fortan Alles, was selig ist zu schauen, nur eine weitere Entwickelung sein sollte. Sie sahen des Gottesreiches Anfang, — die Gründung der einzigen Pflanzschule des Heiles für alle Ewigkeit; sahen durch die Gemeinschaft bildende Kraft des Erlösers einen Kreis sich zusammenziehen, der die Welt zu überwinden bestimmt war; sahen die erste Gährung der in diesem Kreise geweckten himmlischen Kräfte, deren erstes Aufstreben zu dem hohen Zwecke, den sie erreichen sollten, ihr erstes Ringen mit den Hindernissen, die ihnen entgegenstanden, ihre ersten wunderbaren Erfolge und Wirkungen, eines endlichen Sieges weissagende Zeichen, — sahen den Himmel festen Fuß fassen und Gestalt gewinnen auf Erden! Und fürwahr, das zu sehen, und selbst so recht mitten drin zu stehen in der schönen Zeit der ersten Liebe des Christenthums, das mußte etwas Seliges sein!

Daß es selig sein müsse, hatte selbst die Vorzeit geahnet, hatten selbst die abgeschiedenen Geschlechter mit ihrem dunklen Drange bezeugt. Viele Propheten und Könige hatten zu sehen begehrt, was hernachmals die Jünger sahen. Ein Reich Gottes auf Erden, das mußte seiner Natur nach, nächst dem Glauben an Gott selbst, der älteste Glaubensartikel der Menschheit sein. Auch hat ein solches bestanden von Anbeginn, — aber bestanden nur in dunkeln Umrissen und in verkümmerter Gestalt, und voller Mängel. So aber konnte es der denkenden Menschheit, so konnte es den vorzugsweise erleuchteten Geistern nicht genügen; so fanden darin die Weisen im Prophetenkleide oder auf den Thronen ihre heiligen Ideale nicht verwirklicht. Nicht der rohe Opferdienst in den Hainen, nicht der glänzende Priesterdienst in dem Tempel, nicht der

pharisäische Scheindienst im Buchstaben des Gesetzes konnte ihnen für das rechte und wahre Gottesreich gelten. Darum erhob sich ihres Herzens Sehnsucht über die öde Wirklichkeit und strebte einer bessern Zukunft entgegen; darum verlangten sie nach einem neuen Bunde, und schaueten mit Seherblicken nach dessen Vorzeichen, nach des messianischen Tages Morgenröthe aus, und harreten froh und bange auf der Zeiten Erfüllung, und schieden von der Erde, diejenigen selig preisend, denen es aufbehalten war, zu schauen, was sie selbst so gern geschaut hätten. Einer der Letzten in ihrer Reihe war es, der, als das zur Gründung des wahren Gottesreichs berufene Kindlein in seinen Armen lag, verklärten Angesichts ausrief: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen! — Ja wohl, selig, die nach ihm kamen, zu sehen mit leiblichem Auge, was der fromme Greis nur noch mit den Augen des hoffenden Geistes sah!

2.

Und wie nun, christliche Freunde, sollen wir, die Jünger glücklich preisend, uns selbst beklagen, weil uns nicht zu sehen vergönnt ist, was sie sahen, — des Gottessohnes leibliche Erscheinung und des Gottesreiches erste Gestaltung? Sollen wir, jene Heilszeit zurück wünschend, die unsrige verachten, als eine, die nichts Aehnliches aufzuweisen habe, nichts seinem Heil Vergleichbares ihren Geschlechtern zu schauen gebe? Vielleicht gefiele das manchem Mißvergnügten unter euch. Und doch wär's Unverstand. Nein, auch wir haben einen Antheil an dem Ausrufe des Herrn in unserm Texte; auch wir sehen, was zu sehen Seligkeit ist, und hören, was zu hören heilige Lust gewährt, — vorausgesetzt, daß Aug' und Ohr uns offen steht, und zu sehen und zu hören bereit ist. — Nicht eben dasselbe mein' ich, was die Jünger sahen, — sondern Größeres noch. Sahen sie des Gottessohnes leibliche Erscheinung, — so sehen wir dessen geistige Verklärung. Und sahen sie des Gottesreiches erste Gestaltung, so sehen wir dagegen dessen entschiedenen Sieg.

Wie hoch ein großer Mann über seiner Zeit stehe, und welche Bedeutung er in der Weltgeschichte habe, das, meine andächtigen Freunde, können eigentlich die Zeitgenossen gar nicht beurtheilen und schätzen. In der Geschichte haben erst die Todten volles Leben. Erst, nachdem der Leib zu Grabe getragen ist, tritt klar und klarer das Bild des Geistes hervor. Erst, nachdem des Lebens Kämpfe ausgekämpft, und seine Gährungen zum Stillstande gekommen, und seine Beziehungen alle durchgearbeitet sind, — erst dann erscheint der Charakter, der in diesem Leben sich äußerte, in seiner wahren Größe. Erst nachdem die Form, d. h. der auswendige Mensch, zerbrochen ist, wird der eigentliche Inhalt kund und offenbar. Und sie Alle, die Helden des Schwerdtes und des Geistes, der Kunst und Wissenschaft, die vor Jahrhunderten abgetreten sind von diesem Schauplatze des Daseins, — wir, wir kennen sie besser, wir würdigen sie richtiger, als die Augenzeugen ihres Wirkens es vermochten.

So ist es. Und wir tasten die Würde des Welterlösers nicht an, wenn wir sagen: so ist's auch bei ihm, — bei ihm vor allen Andern. Sein Bild hat einen immer weiteren und reichern Lichtglanz abgeworfen auf den dahin fluthenden Strom der Zeit; seine Gestalt ist immer deutlicher hervorgetreten über dem Treiben der auf- und abziehenden Geschlechter. Sein Wort hat ihn immer gewisser beglaubigt als den untrüglichen Propheten, je mehr tiefe Denker dasselbe zu ergründen strebten, und je mehr andere Worte neben demselben vergessen worden sind. Sein Werk hat ihn immer kräftiger erwiesen als den ewigen Hohenpriester, je mehr geängstigte Herzen durch dasselbe zum Frieden gekommen, und je mehr andere Werke neben demselben zu Schanden geworden sind. Sein Reich hat ihn immer herrlicher bezeugt als Den, welchem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, je mehr gewaltige und hohe Geister unter sein Scepter sich gebeugt haben, und je mehr andere Reiche, weltliche und geistige, neben dem Seinigen zertrümmert und untergegangen sind. Ja, ein Tag hat's immer lauter dem andern verkündet,

ein Jahrhundert immer stärker dem folgenden zugerufen, daß Jesus sei Christus, der Sohn Gottes.

Seht, das ist des Gottessohnes geistige Verklärung. Die schauen wir, — und sie zu schauen ist seliger, als der Anblick der leiblichen Erscheinung es sein konnte. Das hat er selbst, o gewiß, das hat er selbst gemeint, indem er, die Jünger auf den Abschied vorbereitend, sagte: Es ist euch gut, daß ich hingehe. Es war ihnen gut, daß die Tage des Fleisches zu Ende gingen, und die Zeit des Geistes anhub. Offenbar wurden schon die Vorstellungen der ersten Bekenner viel reiner und geläuterter, viel freier und würdiger von da an, daß diese, der leiblichen Gegenwart Jesu entbehrend, zu dem Bekenntnisse sich erhoben: Der Herr ist der Geist. Noch viel hätte er ihnen zu sagen gehabt, als er bei ihnen war; aber sie vermochten's nicht zu tragen, eben weil er bei ihnen war. Erst da vermochten sie's zu tragen, als ihr geistig erleuchteter Blick auf den geistig verklärten sich richtete.

Und sehet, das geht so fort bis heute. Noch immer hätte Er, — denn die Tiefe seines Reichthums ist unendlich, — der Gegenwart viel zu sagen, was gleichwohl der Zukunft aufbehalten bleiben muß, weil die Gegenwart noch nicht genugsam von dem Triebe der leiblichen Anschauung sich losgemacht hat, und darum noch nicht zu tragen vermag, was geistlich gerichtet und geschätzt sein will. Ich meine aber dieß: Während man in unsern Tagen von der einen Seite her, verblendet und undankbar genug, die geheiligte Person des Erlösers den Augen der Welt gänzlich entrücken, und also auch die erlösende Liebe, mit welcher er persönlich alle folgenden Geschlechter umfing, in Vergessenheit bringen möchte; während man das Band, welches, trotz der weiten Kluft der Zeiten, mit ihm persönlich uns ewig verbinden wird, zerreißen, und all' das Große und Herrliche, das wir ihm allein verdanken, uns als nothwendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes überhaupt darstellen will, — so sind auf der andern Seite gar Viele, die bei einem allzueifrigen Streben, die geschichtliche und leibliche Erscheinung des

Herrn recht fest zu halten, keinen freien Blick haben für seine im Laufe der Zeiten erfolgte geistige Verklärung, und taub bleiben für dasjenige, was fortwährend von dem Seinigen der Geist nimmt, um es uns zu verkünden. — Ihr setzet aus allen einzelnen Aussprüchen der Schrift über Jesum euch ein Ganzes zusammen, und nehmet das so fertig gewordene Bild in eure Vorstellung auf, so gut es gehen will; ihr bildet euch ein Bekenntniß auf Christum, worin, je genauer und abgegrenzter, desto besser nach eurer Meinung, Alles aufgenommen ist, was die heilige Geschichte von der übernatürlichen Geburt, von den Zeichen und Wundern, vom Tode, von der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn und von seinem Sitzen zur Rechten des Vaters erzählt, und haltet daran streng wörtlich. Und so meint ihr Alles zu besitzen, was zur überschwänglichen Erkenntniß Christi gehört, und wollt von weiter nichts wissen. O ihr habt nur einen buchstäblich verknöcherten, nicht einen geistig verklärten Christus, und es wäre euch gut, daß jener hinginge, damit ihr diesen sähet, den zu sehen größere Seligkeit ist! —

Darin endlich, daß das Bild Jesu eine immer reinere Verklärung, und sein Name eine immer größere Herrlichkeit gefunden hat im Laufe der Zeiten, — darin liegt nun zugleich schon, daß auch das Gelingen des Werkes, welches er auszuführen gekommen war, immer gewisser geworden sein müsse. Und in der That, sahen die Jünger des Gottesreiches erste Gestaltung, so sehen wir nunmehr dessen entschiedenen Sieg auf Erden.

Da möchten vielleicht Manche von euch widersprechen. Sind doch jetzt mehr, als jemals, Klagen gangbar über das Verderben der Zeit, über die Abnahme des Heiligen unter den Menschenkindern; über das Verschwinden christlicher Frömmigkeit, christlicher Liebe und Sitte; über weit verbreitete Lauheit und maßlosen Unglauben; über Verachtung der Bibel und des Gottesdienstes; über Anfeindung der Lehre und Herabsetzung des Werkes Jesu; über den mißlichen und zerrissenen Zustand der Kirche des Herrn, — welches Alles viel

mehr auf eine bevorstehende Niederlage, als auf einen herannahenden Sieg des Gottesreiches hinzudeuten scheint, und das Gemüth der christlichen Zeitgenossen eher mit banger Besorgniß, als mit seliger Freude erfüllen könnte.

Und wer möchte diese Klagen als ungegründet zurückweisen, ja auch nur übertrieben nennen! Sie beruhen leider auf nur allzuoffenkundigen Thatsachen. Aber wohl verstanden, auf Thatsachen, welche, weit entfernt, das Gottesreich in seinen Grundfesten zu erschüttern, vielmehr recht deutlich an den Tag bringen, wie unerschütterlich fest dasselbe stehe. —

Von jeher hat es nicht an feindseligen Gewalten gefehlt, welche der Kirche des Herrn auf Erden den Untergang droheten; aber eben im Kampfe mit ihnen erschien auch die *wahre* Kirche von jeher am lebenskräftigsten. Man hat mit Feuer und Schwerdt gegen sie gewüthet, — und das Blut der Märtyrer wurde zu einem befruchtenden Thau für die schönsten Blüthen christlicher Wahrheit und Tugend. Sie ist aus den Anfechtungen irdischer *Noth* in die schwerern Anfechtungen der irdischen *Herrschaft* gefallen, und hat dieselben bestanden und überlebt. Die räumlichen Mittelpunkte und Hauptsitze ihres Lebens sind geschändet worden durch unerhörte Lüste und Bosheiten, — und nur um so lebendiger ist in ihr das Bewußtsein geworden, daß sie die *reine*, die fleckenlose sein soll. Die Finsterniß der Verdummung und des Aberglaubens hat über ihr gelegen, — und nur um so heller ist ja darnach das Licht der Erkenntniß und des Glaubens in ihr aufgekommen. Sie hat die Fesseln drückender Knechtschaft getragen, und nur um so gewisser ist es stets ihren Bekennern geworden, daß sie nicht Kinder der *Magd* sind, sondern der *Freien*. Sie hat sich getheilt und zersplittert in entgegengesetzte Gemeinschaften und Parteien, und besteht doch *trotz* diesen, ja *in* diesen als die *Eine*, *Heilige*, *Allgemeine*, in allerlei Volk ihre wahren Genossen zählend, — das sind die, welche bei allen sonstigen Unterschieden der Confession in aufrichtigem Glauben Christum ihren *Herrn* und *Heiland* heißen, und durch herzliche Liebe sich als *seine Jünger* zu erkennen geben. *Endlich*, um auch von den Anfechtungen der Gegen-

wart nicht zu schweigen, — man spottet der Kirche, man möchte, so zu sagen, ihr wirkliches Dasein leugnen, ihre ganze Erscheinung zu einem Luftgebilde machen, und die Welt von dessen baldigem Verschwinden überzeugen. Man streuet weit und breit, — selbst die Hütten der Einfalt bleiben nicht verschont, — die Weissagung aus, daß es nunmehr mit der Religion Christi zu Ende gehen, und die Freiheit von ihm an die Stelle der Freiheit in ihm treten werde. Und siehe, was schadet's? Welche Wirkung thut's? O wahrlich, keine, die uns erschrecken und an dem endlichen Siege des Reiches Jesu Christi zweifeln lassen dürfte.

Freilich, viele schwache Herzen werden irre unter solchen Zerwürfnissen der Zeit; aber ein gut Theil von ihnen kommt ja wieder, und wird hinfort nach durchgekämpftem Zweifel um so fester im Glauben, — also, daß der Gewinn größer ist, denn der Verlust war. Viele Spötter treten hinüber, und stimmen ein, wenn Einer den Ton angiebt; aber was thut's? Sie sind niemals die Unsrigen gewesen, und thaten als scheinbare Genossen dem Reiche mehr Abbruch, denn als offene Widersacher. Ja, warum sollten wir's nicht gestehen, — Vieles fällt auch wohl wirklich, und läßt sich in dieser bewegten Zeit nicht länger halten, was man vordem für nöthig, für wesentlich, für unentbehrlich zum Bestehen des Gottesreiches gehalten haben mag; aber ist das nicht vielmehr ein Fortschritt zur tiefern Erkenntniß des Einen, was wahrhaft Noth thut, und zur kräftigern Entfaltung desselben? O über die Kleingläubigen, die da, wenn sie etwas Holz, Heu oder Stoppeln brennen sehen, nun alsobald Wehe rufen, und meinen, es gehe an die Grundpfeiler der Kirche, an das Fundament des Reiches Jesu! Nein, meine Freunde, dieß Reich ist noch weit entfernt von seiner wahren Vollendung, aber es ist derselben jetzt näher, als jemals zuvor. Der Letzte von jenen Beherrschern des großen Römerreiches, welche das Christenthum zu unterdrücken suchten, soll in seiner Todesstunde klagend ausgerufen haben: Galiläer, du hast gesiegt! Kaum dreihundert Jahre waren damals vergangen seit Gründung der Kirche;

und wir, die wir in so viel längerer Zeit, und unter so viel gefährlicheren Stürmen die Sache Christi bestanden und unerschütterlich bestanden sehen, — wir sollen nicht freudig ausrufen: Ja, Herr, du hast gesiegt!?

Fürwahr, wenn Jene, die einst das Senfkorn sahen, nun den Baum sähen, unter welchem die Vögel des Himmels nisten; wenn ein Petrus, ein Johannes, ein Paulus die Welt erblickten in ihrer gegenwärtigen Gestalt; wenn sie im Glanze einer Feiertagsfrühe unsere Glocken läuten hörten von Kirche zu Kirche, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und das alte Evangelium predigen auf vielen tausend Kanzeln, und das Lob Jesu Christi erschallen in allen Sprachen der Erde; wenn sie den mächtigen und weit verzweigten Einfluß sähen, welchen die von dem Erlöser an's Licht gebrachte Wahrheit doch unleugbar nach und nach errungen hat im öffentlichen und häuslichen Leben, im Rathe der Großen und am Herde der Armuth, in den Verträgen der Völker und in den Statuten der Privatvereine, in den Staatsgesetzen, wie in Schulordnungen, — sie würden freilich deutlicher, als wir, erkennen, die Zeit der Vollendung sei noch lange nicht gekommen für das Reich Gottes, aber doch bekennen, was wir sehen, das sei Etwas, was sie selbst wohl vormals, ach, wie sehr, wie herzlich zu sehen begehrt haben, — und was zu sehen selig sei, — des Gottesreiches entschiedenen Sieg auf Erden! —

Ja, selig die Augen, die da sehen, was wir sehen! Hilf, Herr, daß wir's empfinden, nicht bloß nachbeten! Mache uns immer fähiger der heiligen Freude an dem Siege deines Reiches. Ohne sie würde uns die Ewigkeit öde, und freudenleer selbst dein Himmel sein; denn deines Reiches Vollendung ist der Himmel. In ihm ist unser Schatz, zu ihm ziehe du unser Herz, in ihm laß unsern Wandel sein! Erwecke uns, all' unsere Liebe, all' unsere Kraft Dem zu weihen, welcher all' sein Lieben und Wirken uns weihete. Mache uns hier zu seinen getreuen Mitstreitern, damit wir einst selige Zeugen seiner Herrlichkeit werden. Amen.

II.

Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten!

Sonntag Quasimodogeniti. 1843.

Gnade sei mit euch, und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Andächtige Freunde! Das Osterfest liegt nunmehr wieder hinter uns; aber ich kann euch, die ihr hier versammelt seid, doch nicht anders betrachten, denn als Solche, die noch Ostern halten wollen im Hause Gottes. Der an die Kunde von der Auferstehung nothwendig und folgerichtig sich anknüpfende Gedanke, daß wir einen lebendigen Erlöser haben, ist ein gar zu reicher und großer Gedanke, als daß er nicht da, wo er einmal so recht mächtig aufgegangen ist, sich unter festlicher Stimmung der Seele noch eine Weile fortsetzen und fortspinnen sollte. Und ihn fortzusetzen mahnt uns ja außer dem eigenen Bedürfnisse auch die Kirche, indem sie an diesem Sonntage, wie an mehreren der folgenden, uns immer noch das Bild des Auferstandenen, oder die Verheißung des Herrn, daß er auferstehen werde, vor die Seele hält. Selbst die natürliche Jahreszeit, in welche unsere Osterfeier fällt, scheint eine weitere Ausdehnung dieser Feier fordern zu wollen, indem sie täglich von Neuem und täglich deutlicher ringsum ein aus dem Tode erwachtes und den Tod überwindendes Leben uns zeigt. — Ja, Alles vereinigt sich, um uns auch heute wiederum das Lied anstimmen zu lassen: „Jesus lebt!"

O daß doch die Zeit bald käme, wo man dieß Wort von allen Lippen der Christenheit vernähme als einen getreuen

Ausdruck des alle Herzen erfüllenden Glaubens! Denn das ist gewiß, meine andächtigen Freunde, — so gewagt die Behauptung Manchem von euch scheinen mag, — die schlimmsten Uebelstände im heutigen Reiche Gottes auf Erden, die traurigsten Zerwürfnisse und bedenklichsten Gährungen unseres Zeitalters rühren daher, daß der rechte Glaube an einen lebendigen Christus nicht der herrschende, der alleinherrschende ist. Ich gebrauche hier, wie ihr hernach sehen werdet, das Wort lebendig in einem weitern und umfassendern Sinne, als der ist, welchen man gewöhnlich damit verbindet; aber doch in keinem andern, als welcher wahrhaft in der Osterbotschaft von dem lebendigen Erlöser liegt.

Wenn wir nun von einander auch voraussetzen dürfen, daß in unserer Versammlung jener Glaube nicht fehlt; daß wir Alle heute gekommen sind, nicht, um denselben erst in uns wecken zu lassen, sondern um auf ihn uns zu erbauen, und in ihm uns gegenseitig zu stärken: so dürfte doch vielleicht kaum ein Einziger unter uns sein, der nicht von jenen, aus dem Mangel der Zuversicht zu einem lebendigen Heilande entsprungenen Zerwürfnissen der Gegenwart irgendwie berührt, und also auch in dem Heiligsten, was er besitzt, gefährdet und bedrohet wäre. Und darum wird es denn keinesweges etwas Ueberflüssiges und Zweckloses für uns sein, wenn wir heute unsere Betrachtung insonderheit einmal wenden auf diejenigen falschen, mangelhaften oder einseitigen Geistesrichtungen unserer Zeit, welche Christum als den Lebendigen verleugnen.

Wir knüpfen aber diese Betrachtung an die Worte, welche geschrieben stehen Luc. 24, 5.: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten!"

Fromme Weiber, die mit Jesu gekommen waren aus Galiläa, gingen, so wird uns im Evangelium berichtet, in einer Frühstunde zum Grabe des Herrn, um die dienende Liebe, die sie bisher dem Lebenden erwiesen hatten, auch noch an dem Todten zu üben, und nach Landessitte mit Spezereien den Leichnam zuzurichten für seine Ruhestätte. Sie sahen aber den Stein vom Grabe abgewälzt, und fanden

drinnen nicht den Leib des Herrn. Und als sie nun darüber bekümmert waren, da traten, wie weiter erzählt wird, zwei Männer zu ihnen in glänzenden Kleidern und redeten die Erschreckten an mit den Worten unseres Textes: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden; gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war." Lag in diesen Worten der Unbekannten für die Frauen ein Tadel, so war das wenigstens ein sehr gelinder Tadel, der sich nur darauf bezog, daß Jene, geschreckt und betäubt durch die unglücklichen Ereignisse der letzten Tage, eine zuvor gehörte, vielleicht nicht einmal recht verstandene Verheißung Jesu wieder aus dem Gedächtnisse verloren hatten. Härter trifft das rügende Wort des Textes Tausende unserer Zeitgenossen, welche, den Begriff eines lebendigen Erlösers nicht fassend, und den Glauben an ihn verleugnend, den Herrn noch heute bei den Todten suchen. Welche sind das? Laßt sehen! Leben heißt Viererlei: es heißt Dasein, es heißt Bewußtsein, es heißt Sieg, es heißt Bewegung. Die Eines daran nicht anerkennen bei Christo, die haben auch nicht den rechten Glauben an sein Leben. Und darum

Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?

Das Wort rufen wir zu:

1. den Ungläubigen,
2. den Scheingläubigen,
3. den Kleingläubigen,
4. den Starrgläubigen

unserer Zeit. Gott erleuchte durch den Geist der Wahrheit unsere Seelen, daß wir zu unserm Frommen sein Wort aufnehmen und verstehen mögen. Amen.

1.

Leben ist Dasein, wie Tod Nichtsein ist; Dasein ist des Lebens allgemeinste Grundform und erste Bedingung. Einem Wesen, das überhaupt nicht da ist, wird Niemand Leben zuschreiben; das ist sonnenklar. Den Glauben an einen lebendigen Christus also verleugnen erstens diejenigen, welche meinen, der Herr sei im Grabe geblieben, das Sterben sei ihm

der Anfang der ewigen Vernichtung gewesen, nicht, wie wir glauben und bekennen, der Eintritt in ein neues verklärtes Dasein. Das sind die Ungläubigen, die Sadducäer unserer Zeit; ein groß Geschlecht, besonders, wenn man alle diejenigen mit dazu zählen will, welche, ohne gerade mit allem Nachdruck einer festen Ueberzeugung das Leben Christi zu leugnen, doch wenigstens die Sache gleichgültig dahin gestellt lassen. Aber so Viele ihrer sind, — ein verkehrtes und unseliges Volk. —

Verkehrt darum, weil sie taub bleiben gegen die lautesten und feierlichsten Stimmen, durch welche sie sich zum Glauben sollten wecken lassen. Der Zweifel an einem verklärten Dasein des Erlösers beruhet, wie dieß auch der Apostel 1. Cor. 15. andeutet, auf dem Wahne, daß überhaupt die Todten nicht auferstehen. Nun aber fragt euch einmal, Mitchristen, — wie mächtig sträubt sich gegen diesen Wahn das tiefste Bedürfniß unseres Geistes? wie entschieden widerspricht ihm ein heiliger Zug im Innern, der jedem Menschen fühlbar sein muß in jedem Augenblick, wo er nur ernstlich über die Sinnenwelt sich erheben will? wie laut und einstimmig zeugt gegen ihn der Völker fromme Hoffnung von Anbeginn? Das Alles gilt jenen Ungläubigen nichts. Sie verachten's, sie bekämpfen's, sie treten's in den Staub. — Was aber das Schlimmste ist, auch der Anblick des heiligen Lebens Jesu selbst und das von diesem Leben beglaubigte Wort seines Mundes vermag nicht, ihres Herzens Trägheit und Härtigkeit zu überwinden. Sie sehen die Herrlichkeit des Eingeborenen, — denn das geistige Auge kann dieselbe ebenso wenig verkennen, als das leibliche den hellen Strahl der Mittagssonne; sie hören sein mächtiges Wort: Ich gehe zum Vater, — denn das geistige Ohr kann dasselbe ebenso wenig überhören, als das leibliche den Donner des Himmels; aber siehe, sie erwehren sich des Eindruckes von der Erscheinung, welche das deutliche Gepräge der Ewigkeit trägt; sie sträuben sich gegen die Ueberzeugung durch das Wort, welches so eindringlich die Verheißung der Unsterblichkeit ausspricht! Sie schütteln den Kopf, wenn von einem lebendigen, noch heute lebenden Christus die Rede ist. Sie kennen nur einen Christus, der vor

Jahren gelebt hat, und dessen Wesen längst anheimgefallen ist der Verwesung. Ihr Bekenntniß geht nicht weiter, als bis zu den Worten: gekreuzigt, gestorben, begraben! Im Grabe liegt ihr Heiland, und so oft sie seinen Namen nennen, denken sie dabei an's Grab. Sie suchen den Lebendigen bei den Todten. Ja, eine ungläubige und verkehrte Art! —

Und weil verkehrt, darum unselig. Das ist Gottes Gericht, — es kann nicht ausbleiben. Verachtet der Mensch das Höchste und Herrlichste, was die schaffende Gottheit in seinen Geist gelegt hat, die Ahnung eines ewigen Lebens, siehe, so ist's auch gerecht und billig, daß er den seligen Frieden entbehre, welchen er finden würde, wenn diese Ahnung sich gestaltete zur Hoffnung, und die Hoffnung zum Glauben. Verschmähet der Mensch das Größte und Erhabenste, was die erziehende Gottheit ihm eingepflanzt hat, und in ihm durch das Evangelium des Erlösers pflegen und stärken will, — den Gedanken an eine vollendende Ewigkeit, — siehe, so ist's natürlich und gerecht, daß er sich in seinem sittlichen Leben begnügen muß mit den kargen und armseligen Erweckungsmitteln, welche das zeitliche Dasein darbietet, und welche meistens, — Tausend gegen Eins, — zu dem Ergebnisse führen: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt! — Und fürwahr, meine andächtigen Freunde, wäre es unsere Sache, die Herzen zu prüfen, wir würden sehen, wie weit und breit dieß Gottesgericht wirklich über den Unglauben kommt, wie in der That die Alle, welche keinen lebendigen Christus und damit auch kein zukünftiges Leben in seiner Gemeinschaft glauben, — auch ohne wahren Frieden leben und sterben, auch ohne wahrhaft sittlichen Halt wandeln und wirken. Doch, Beispiele dafür aufzusuchen unter unsern Nebenmenschen, ist unsere Sache nicht. Genug, wenn wir sorgen, daß kein Tag unseres eigenen Lebens ein trauriges Beispiel davon werde. —

2.

Ist nun dieser Unglaube so alt, wie das Christenthum

selbst, so war es dagegen unserer Zeit aufbehalten, eine andere Art der Verleugnung des lebendigen Christus zu gebären und groß zu ziehen, welche wir Scheinglauben nennen dürfen, da sie, den wesentlichen Grund des Evangeliums verlassend, sich gleichwohl das Ansehen zu geben weiß, als wolle sie gerade das wesentliche, d. h. von allem Zufälligen und Nebensächlichen gereinigte, Christenthum aufrichten und herstellen, — da sie vorgiebt, uns auf die Höhen göttlicher Erkenntniß zu führen, während sie uns doch zurückführt in eine trostlose Oede. — Leben ist Bewußtsein, wie Tod der Zustand der Bewußtlosigkeit. Einen lebendigen Erlöser also würde derjenige nicht glauben, welcher Christum, wie ihn das Evangelium uns vorhält, als ein schönes Bild, als ein Ideal verehren wollte, aber als ein Ideal, welches in dieser Gestalt niemals wirklich, persönlich und selbstbewußt existirt hätte. Ich darf nicht fürchten, meine andächtigen Freunde, — ich darf leider nicht fürchten, daß ich euch hier unverständliche und unbekannte Dinge sage. Vielleicht ist nicht ein Einziger unter euch unberührt geblieben von der Kunde, daß es heut zu Tage einen solchen Glauben giebt, und daß derselbe Vielen nicht übel gefällt. Warum sollten wir also nicht hier demselben einmal offen in's Angesicht schauen, sei es auch nur auf einige Augenblicke? —

Das mancherlei Wunderbare und Unbegreifliche, das in den evangelischen Berichten über das Leben des Herrn vorkommt, war von jeher Vielen, und zwar auch vielen denkenden Geistern, etwas Unglaubliches. Es konnte nicht fehlen, daß der zweifelnde Verstand, gerüstet mit den Hülfsmitteln der Wissenschaft, sich prüfend, forschend, untersuchend gegen das Alles richtete. So ist es besonders auch in unserer Zeit geschehen, und mannigfaltige Erfolge davon konnten nicht ausbleiben und sind nicht ausgeblieben. Nun bleibt es billig der Ueberzeugung und dem Gewissen eines Jeden überlassen, in wie weit er jene Erfolge auf sich will wirken lassen. Der rechte Christ aber, denk' ich, der Christ von ganzer Seele, wird sich dabei immer so verhalten, daß er einerseits der forschenden Wissenschaft ihr gutes Recht zugesteht, ja, als Jünger Dessen, der

sich die Wahrheit nannte, es der Wissenschaft Dank weiß, wenn sie ihm irgend einen bisher gehegten Irrthum nehmen sollte, — wie denn auch namentlich unsere ganze evangelische Kirche dieß von jeher als ihren Grundsatz hat gelten lassen; andererseits aber wird der Christ, je mehr einzelne äußere Begebenheiten der evangelischen Geschichte ihm bestritten und als zweifelhaft dargestellt werden, desto fester, ruhiger und freudiger sich halten an den Einen innern unschätzbaren Kern dieser Geschichte, das ist an Jesum Christum selbst, den Gerechten, Sündlosen, Heiligen, in welchem der Gottheit Fülle wohnte, an Jesum Christum selbst, den unendlich Liebenden und Erbarmungsreichen, der, vom Vater gesandt, in die Welt kam, die Sünder selig zu machen, — die Sünder alle, nah' und fern, vormals und heut, soviel ihrer zu ihm sich bekehren. Dieser Christus ist des Christenglaubens unentbehrlicher Grund und unveräußerlicher Schatz! und von Stund' an, wo man ein Titelchen, einen Zug von ihm uns nähme, da wäre es um das Christenthum auf Erden geschehen.

Das wird freilich, das kann in Ewigkeit keiner Wissenschaft gelingen, wie es denn auch gar nicht Sache der Wissenschaft ist; sondern alle Forschung wird vielmehr nur dahin führen, daß des heiligen und liebenden Erlösers Bild immer verklärter vor unsere Blicke tritt. Aber an dem Gelüst, an dem Versuch, der Christenheit diesen Christus zu nehmen, fehlt es unserer Zeit nicht. Dieser Christus, sagt man, habe gar nicht wirklich gelebt; der da lebte sei ein jüdischer Lehrer gewesen, wer weiß wie befangen in den Vorurtheilen seines Volkes, in den Irrthümern seiner Zeit, in den Schwächen und Fehlern seines Geschlechts. An ihn aber habe die christliche Welt ein vollkommnes Bild von dem Anfänger und Vollender ihres Glaubens, an ihn habe sie ihr Ideal von einem Welterlöser angeknüpft, und so dasselbe der Nachwelt übergeben. Demnach wäre denn nun, um es kurz zu sagen, der Welterlöser, wie wir ihn verehren, d. h. der Christus, aus welchem die Heiligkeit und Liebe des Vaters widerstrahlt, der wäre nichts Anderes, als ein schönes Phantasiegebilde, allmählich entstanden in der Einbildung der er=

sten Gemeinde, vollendet und ausgeschmückt durch den Griffel der evangelischen Schriftsteller; er wäre nichts Anderes, als ein gleichartiger Traum vieler Köpfe, welcher nie in einem selbstbewußten Wesen Wirklichkeit gehabt hätte. O über die Eitelkeit, welche uns zumuthet, die gewaltige Einheit und Harmonie der Predigt zu verkennen, die so deutlich zurückweist auf Einen heiligen Prophetenmund! Das müßte eine unerhörte Schriftstellergabe gewesen sein, die alle jene großen Worte Christi ersinnen, und zu einer charaktervollen Rede zusammenreihen konnte! O über die Thorheit, welche uns ansinnt, gegen die heilige Gestalt blind zu sein, die so klar durch alle, selbst die dunkeln Stellen des Evangeliums hindurchleuchtet; das müßte eine übermenschliche Phantasie gewesen sein, die ein solches Leben erfinden konnte! O über den Unverstand, der uns einreden möchte, der große, mächtige Bau der Kirche stehe gegründet auf einem Traum, nicht auf einer Thatsache! Das müßte fürwahr eine übernatürliche Kunst gewesen sein, die mit einem wesenlosen Bilde einen solchen Anstoß auf das sittliche Leben von Jahrtausenden voraussehen, die auf ein eigentliches Nichts ein solches All geistigen Lebens bauen konnte! O über den Hochmuth endlich, der uns aufrufen will zur Selbstanbetung und Selbstvergötterung! Denn wirklich nichts Anderes, als dieß, wäre es, wenn wir blos den idealen Christus in uns verehrten, den wirklichen aber leugneten; wenn wir die Wahrheit, welche wir diesem erst verdanken, von seiner Person trennen und als unser natürliches Eigenthum betrachten wollten! Nein, Mitchristen, nimmer wollen wir ihn, den Lebendigen, suchen bei den Todten; nimmer ihn hinwegdenken aus der Reihe der persönlichen selbstbewußten Wesen, und ihn als bloße Vorstellung verlegen unter die Ideen der Menschheit. Wir würden damit den festen Grund unseres Glaubens unter den Füßen hinwegstoßen! —

3.

Doch, so wenig der hier besprochene eitele Scheinglaube uns reizen und verführen soll, ebenso wenig soll er uns

schrecken, und für die Zukunft fürchten lassen. Wenn er, oder irgend eine andere Erscheinung dieser Zeit, uns schreckte, uns Furcht einjagte, uns dahin brächte, an der siegreichen Kraft des wahren Christenthums zu zweifeln und zu verzweifeln, o seht, dann verleugneten wir ebenfalls den lebendigen Christus; denn der Kleinglaube verleugnet ihn, und sucht ihn bei den Todten, d. h. bei den Ohnmächtigen. — Leben heißt Sieg, wie Tod Niederlage und Ohnmacht. Nehmt zum Bilde unser leibliches Leben. Was ist das anders, als ein fortwährendes Siegen über aufreibende Gewalten, über zerstörende Natureinflüsse? So lange wir stärker sind, als diese zerstörenden Gewalten, so lange leben wir; der Augenblick, wo wir ihnen unterliegen, heißt Tod; mit ihm ist die Macht des leiblichen Lebens gebrochen für immer.

Seht, meine Freunde, so ist auch das Leben, welches Christus in der Menschheit geweckt hat, und in welchem er eine Gestalt gewinnt, schon seiner Natur nach ein Sieg; denn überall, wo es sichtbar wird, da muß ja die Macht des Fleisches und der Welt überwunden sein, da muß der Irrthum gewichen sein der Wahrheit, und die Selbstsucht muß überwältigt sein von der Liebe, und jedes unreine Gelüst muß niedergekämpft sein durch einen heiligen Willen. Ein Sieg also ist überall das Leben Christi in der Welt, und zwar ein Sieg, der von Jahr zu Jahr immer vollkommner wird. Er muß wachsen, ich aber abnehmen! Dieß Bekenntniß, welches einst der dem Erlöser befreundete Johannes ablegte, es geziemt noch mehr allen Widersachern Christi. Und es darf uns fürwahr nicht bange darum sein, das Leben Christi in der Menschheit werde den zerstörenden und feindseligen äußern oder geistigen Gewalten, die ihm entgegentreten, jemals unterliegen. Ich will euch zum Beweise dafür nicht, wie man es wohl thut, die Erfahrung der Jahrtausende, das Zeugniß der Weltgeschichte vorhalten, — wie denn in der That Erfahrung und Geschichte auch hier und dort scheinen könnten gerade das Gegentheil zu beweisen. Nein, daß Christus auf Erden siegen müsse, dafür suchen und wollen wir gar keinen sichtbaren Beweis, das ist uns ein reiner Glaubensartikel, eine

Ueberzeugung, die wir freudig bekennen würden, auch wenn die Kinder Israels noch viel zäher festhielten an ihrem Unglauben, auch wenn das Heidenthum noch viel unzugänglicher wäre für unsere Missionen, auch wenn der Halbmond auf noch viel weiteren Länderstrecken das Kreuz verdrängt hätte; eine Ueberzeugung, für welche wir den sichern Grund unmittelbar in unserm christlichen Bewußtsein tragen, — weil dieß Bewußtsein Christum als den Lebendigen, d. h. als den Siegreichen, ergriffen hat, und so wenig als von ihm selbst, von seinem Worte lassen kann: Mir ist gegeben alle Gewalt!

O sehet zu, Mitchristen, daß auch in Beziehung auf dieß Wort euch nimmer der gerechte Tadel treffe: Ihr Kleingläubigen, warum zweifelt ihr? Dem Siege des Herrn mißtrauen, heißt den Glauben an sein Leben verleugnen, heißt ihn suchen bei den Todten. Darum, macht ihr Erfahrung von dem unkirchlichen Sinne unserer Zeit, — stellet euch darin nicht der Welt gleich, aber laßt euch auch darob nicht bange werden, als stehe und falle das Christenthum auf Erden mit dem äußern Gottesdienste des großen Haufens. Seht ihr Zeichen einreißender und um sich greifender Sittenverderbniß, — wachet und betet, daß ihr nicht selber in Anfechtung fallet, und wirkt dem Uebel entgegen, so weit euer Einfluß reicht; aber fürchtet nicht, daß es mächtiger werden könne, als Christus. Hört ihr Worte der Feindschaft, des Spottes, der Lästerung gegen den Gesalbten des Herrn, — beklagt die feindseligen Spötter und Lästerer! Beschämt und bekehrt sie, wo ihr könnt; aber zittert nicht vor ihnen, als ob sie wahrhaft der Ehre Christi Abbruch thun, sein Werk hindern könnten. Ist dieß Werk aus Gott, — wie wir ja denn davon auf's Heiligste überzeugt sind, — so trägt es in sich selbst eine siegreiche Lebenskraft, vermöge deren es reifen muß zur endlichen Vollendung. —

4.

Nun aber seht, gerade unter denen, die am zuversichtlichsten auf diese Vollendung hoffen, giebt es Viele, welche die-

selbe aufhalten, — man möchte sagen, grundsätzlich aufhalten, obwohl sie eben dadurch der Sache des Herrn den größten Dienst zu thun meinen. — Die Vollendung nämlich des Christenthums ist eine zweifache: eine äußere und eine innere, mit andern Worten eine räumliche Ausbreitung und eine geistige Verklärung. Jene besteht darin, daß das Evangelium immer mehr und mehr aller Kreatur verkündet und von aller Kreatur aufgenommen und bekannt werde; diese besteht darin, daß das Christenthum, als ewig schöpferischer Geist, zugleich mit dem allgemeinen Geistesleben der Menschheit mehr und mehr sich entwickele und entfalte, dergestalt, daß es von Jahrhundert zu Jahrhundert mit jeder Stufe der Weltbildung befreundet bleibe, und diese allezeit durchdringe und trage. Gegen diese letztere Art der Vollendung nun erklären sich auf's Entschiedenste die Starrgläubigen, d. h. diejenigen, welche das Christenthum so wollen, wie es zu irgend einer bestimmten Zeit in den unbeweglichen Buchstaben gefaßt wurde, und welche nun dafür eifern, daß dieser Buchstabe, ohne die geringste Zuthat oder Abnahme, auf ewige Zeiten der alleinige Ausdruck des Glaubens, ja der alleinige Glaube selbst sein solle. Ich rede hier nicht von den Starrgläubigen irgend einer besondern kirchlichen Parthei, sondern von allem Starrglauben überhaupt, wie es denn einen solchen bei jeder religiösen Ueberzeugung giebt. Aber gleichviel, in welchen Buchstaben er den Geist einschließen will, gleichviel, auf welche Schriften er pocht, in denen allein die ewige Wahrheit für immer verkörpert, und außer denen alles Andere Lüge sein soll, — gleichviel, aller Starrglaube, katholischer und lutherischer, apostolischer und symbolischer, — ist schon vermöge seines Grundsatzes eine Verleugnung des lebendigen Christus. Denn Leben ist Bewegung, wie Tod ewiger Stillstand. Wer also Christum nur hat als den Bewegungslosen, in feststehenden Buchstaben Erstarrten, in unantastbaren Glaubensformeln gebannten Geist, der sucht ihn bei den Todten.

Laßt euch, meine andächtigen Freunde, ein Gleichniß sa-

gen. Das Christenthum ist ein Baum, ein edler Baum, den der Erlöser auf Erden gepflanzt hat. Der Baum wird kein anderer dadurch, daß er wächst, — er bleibt immer derselbe während aller Jahreszeiten. Aber wachsen muß er, das liegt in seiner Natur. Nun würde Jeder sehr übel thun, der da meinte, hier oder dort ein Pfropfreis aufsetzen zu müssen von einem andern Gewächs. Denn ein solches kann nimmer zur Veredlung, sondern nur zum Gegentheil dienen, weil der Baum schon durch und durch der bei weitem edelsten Art ist. Auch wird sich niemals ein solches fremdartiges Reis auf die Dauer zu einem gemeinsamen organischen Leben mit dem edeln Stamme verbinden lassen. — Ebenso übel aber thut sicherlich derjenige, welcher meint, den Baum in seinem Wachsthum aufhalten zu müssen, so daß dieser noch heut zu Tage genau in derselben Gestalt und Verzweigung dastehe, welche er in der Apostel Zeiten, oder in den Tagen des Glanzes der römischen Kirche, oder auch im Zeitalter der Reformation zeigte. Auch das ist zugleich ein vergebliches Bemühen. Wenn die Frühlingssonne steigt, so muß die Rinde brechen und den Keim hervorlassen. Und wenn der Sommer nahet, so muß die Knospe bersten, damit die Blüthe sich entfalte. Und wenn der Herbst kommt, so muß der Blüthenschmuck fallen, auf daß die Frucht schwelle! —

Die Welt hat ihre Jahreszeiten, Mitchristen. Gott allein steht über der Zeit. Und während das Wort, das bei Gott war von Anfang, unwandelbar ist, wie der Ewige selbst, so muß das Fleisch gewordene und in die Welt gekommene Wort auch in der Welt leben, d. h. wachsen, sich entfalten und entwickeln, unter dem Fortgange und Wechsel der Weltalter. Es ist derselbe Baum, gepflanzt, um den Schatten des Friedens zu verbreiten über die ganze Schöpfung, um der Mittelpunkt zu werden eines neuen Edens; derselbe Stamm und dieselbe Art, derselbe Saft und dieselbe Kraft. Aber Keime dringen hervor und sprießen, Knospen brechen und gebären ein Neues, — Blüthen entstehen und fallen! —

Falle denn, was fallen muß nach dem Standpunkte,

welchen die Sonne des geistigen Lebens am Himmel einnimmt! Komme, was nicht ausbleiben kann nach dem allgewaltigen Naturgesetze der Weltentwickelung! Wir wollen Jenes nicht halten, wir wollen Diesem nicht wehren, auf daß wir nicht erfunden werden, als die da wider Gott streiten, als die da meistern wollen das Wort des Herrn: Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt's noch nicht tragen. Der Geist aber, den ich senden will vom Vater, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Der Geist ist gekommen, er kommt noch täglich, um in die Wahrheit zu leiten, — und die Wahrheit ist auf Erden noch nirgends fertig bis zur ewig gültigen Fassung in den Buchstaben. — So soll uns denn der todte und tödtende Buchstabe nicht fesseln. Wir wollen uns leiten und treiben lassen von dem Geiste und immer weiter leiten und immer mächtiger treiben lassen. So nur leben wir wahrhaft mit und in ihm, dem lebendigen Erlöser. Amen.

III.

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.

Sonntag XXIII. p. trin. 1842.

Gnade sei mit euch, und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Text Ev. Joh. 4, 48.

Und Jesus sprach zu ihm: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“

Ein Mann aus Capernaum wandte sich Hülfe suchend für seinen erkrankten Sohn an Jesum, dem auf seinen Wanderungen der Ruf nicht bloß eines Erlösers von geistiger Bedrängniß, sondern auch eines Helfers in allerlei Leibesnoth voranging, — und erhielt aus des Herrn Munde zunächst die in dem vorgelesenen Texte enthaltene Antwort. Daß in derselben ein Tadel, ein Vorwurf liege, läßt sich nicht verkennen. Ob aber dieser Tadel bloß die Person des Bittenden und etwa dessen Angehörige, oder ob er die Galiläer überhaupt treffe, unter denen Christus bekanntlich den wenigsten Glauben fand, weil, wie er selbst sagte, der Prophet nirgends weniger gilt, als in seinem Vaterlande, — oder endlich, ob hier unter dem „Ihr“ das ganze damalige Zeitalter verstanden sei, darüber giebt uns die evangelische Geschichte keine Auskunft. — Allein, wir bedürfen derselben auch nicht. Genug, daß wir das tadelnde Wort selbst haben, und anstatt zu fragen, welchen Personen oder Gemeinschaften es damals gegolten habe, zusehen können, ob es nicht auch in unsern Tagen hier und dort seine Anwendung finde.

„Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht.“ Darin liegt: ihr solltet glauben, ohne daß ihr Zeichen und Wunder sehet. — Was heißt glauben? Die Antwort ist einfach: Jesum als den Messias, als den von Gott gesandten Heiland der Welt, in Wort und That anerkennen. Wer das that, dem ertheilten die Apostel auf Verlangen die Taufe; wer das thut, dem wird man mit Recht wenigstens nie den Christennamen absprechen können. Nun aber liegt in unserm Texte selbst schon eine nähere Erklärung darüber, wie man zum Glauben gelange, und worin demnach der Glaube bestehe. Dadurch zunächst soll der wahre Glaube nicht entstehen, daß man in Jesu den Wunderthäter erkennt. Für einen solchen hielt ihn ja schon der Mann von Capernaum, sonst wäre er nicht gekommen mit der Bitte um Hülfe für den Kranken, — und dessenungeachtet tadelt Jesus seinen Unglauben. Ebenso wenig kann unserm Texte zufolge der Glaube wesentlich darin bestehen, daß man Jesum für ein auf übernatürliche Weise in den Zusammenhang unsers Geschlechts eingetretenes höheres Wesen hält. Denn dahin kann man offenbar nur geführt werden durch außerordentliche Erscheinungen und Vorfälle, d. h. mit andern Worten, ebenfalls durch Zeichen und Wunder, und solche sollen ja eben dem Textesworte zufolge für den rechten Glauben ganz entbehrlich sein. Und stünde nicht auch in der That der Herr im Widerspruche mit sich selbst, wenn er hier hätte sagen wollen: des Anblickes der Krankenheilungen, die ich vollbringe, solltet ihr nicht bedürfen, um an mich zu glauben; es sei euch genug, daß z. B. der Stern, der die Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem geleitet, daß die himmlische Heerschaar der Engel, welche meine Geburt besungen hat, mich erweiset als den übernatürlich Empfangenen und Geborenen? Hieße das nicht den Glauben und Wunder tadeln und fordern zugleich?

Soll nun der Glaube, soll die lebendige Ueberzeugung: Jesus sei wahrhaftig Christus, der Welt Heiland, — ihrem innersten Grunde nach nicht beruhen auf den Wundern, die der Herr that, noch auf den Zeichen, die ihm zu Gunsten gescha-

hen, so bleibt uns nur dieß übrig, daß jener Glaube kommen müsse aus einer innerlich empfundenen geistigen Wirkung des Wortes und Wandels Jesu. Und so ist es! Der Glaube entsteht, indem der menschliche Geist durch den Geist Christi sich entfesselt fühlt. Der Glaube ist das Vertrauen zu der Macht des in Christo erschienenen und durch Christum in der Menschheit entfesselten Geistes. Geist ist die ewig sich entwickelnde Urkraft, die der Mensch mit der Gottheit gemein hat, die ihn zum Bilde der Gottheit macht. Geist ist demnach in Christo und in uns Ein und Dasselbe; wie dieß auch in der heiligen Schrift vielfach auf's Deutlichste ausgesprochen wird. Aber darin besteht ein mächtiger Unterschied, daß der Geist in Christo in ungemessener Fülle und unbeschränkter Freiheit vorhanden war, während die übrige Menschheit denselben Geist nur gebunden in sich trägt. Was nun in ihm war, das kehrte der Herr durch Wort und Wandel heraus; sein freier Geist entfaltete, offenbarte sich, legte sich zu Tage vor der geistig unfreien Mitwelt und Nachwelt, so daß diese von ihm angezogen, ergriffen, entzündet werden konnte und kann. Und nun seht, so Viele ihrer sind, denen die Augen aufgehen, daß sie in Christo das wahre geistige Leben erkennen, und darum ihn als das Bild ihrer eigenen höchsten Bestimmung betrachten, — so Viele ihrer sind, die sich geistig von ihm ergriffen fühlen, und sich ihm hingeben, fest vertrauend, dieß sei der Anfang des wahren Lebens in ihnen, welches nun, einmal entfesselt und gelöst durch Christum, sich in's Unendliche fortentwickeln, sich immermehr zur Vollkommenheit hin fortbilden werde, — die haben Glauben, — die haben den Glauben, dessen Mangel der Herr in unserm Texte rügt. Sie sind dessen gewiß, daß der Sohn sie frei machen werde. — Mehr gehört zum Glauben wesentlich nicht, als dieß, und was sich hieraus mit Nothwendigkeit ergiebt.

Wenn nun Christus unter seinen Zeitgenossen Viele fand, welche, indem sie sein Wort vernahmen, nicht zugleich innerlich seines Geistes entfesselnde und freimachende Wirkung empfanden und darum erst Zeichen und Wunder

von ihm sehen wollten, bevor sie ihn als den anerkennen mochten, für welchen er sich ausgab: — so dürfen wir nicht etwa denken, das sei in unserer aufgeklärten Zeit ganz anders geworden. O nein, was der Herr dort in Galiläa zu tadeln hatte, das ist noch jetzt weit und breit vorhanden. Ja, inmitten unserer evangelischen Kirche, welche doch ein so großes Gewicht auf den rechten Glauben legt, und es als ihre Hauptlehre aufstellt, daß durch diesen Glauben allein der Mensch selig werden könne, — da giebt es noch Unzählige, denen jene Rüge gilt: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht. Das ist freilich ein Gedanke, welcher unsere heutige festliche Freude nur herabstimmen kann. Mit diesem Tage nämlich läuft das erste Viertheil des vierten Jahrhunderts seit Entstehung der evangelischen Kirche ab; und indem wir uns lobend und dankend des großen Werkes der Reformation erinnern, so muß es uns ja wohl um so trüber berühren, daß dieß Werk bei denen, welche es als einen Segen von Gott zu betrachten und zu preisen gewohnt sind, doch noch nicht durchweg den verkehrten wundersüchtigen Glauben zu reformiren und umzuwandeln vermocht hat in den rechten Glauben, welchen der Erlöser in der Menschheit finden will. Allein, meine Freunde, auch das Nachdenken hierüber wird uns zur Belehrung, zur Warnung, zur evangelischen Erbauung gereichen und darum der heutigen Feier keineswegs unangemessen sein.

Und so laßt uns denn jetzt betrachten:

Das Wort des Herrn: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht, — angewendet auf unsere Zeit.

Wir werden bei näherer Untersuchung drei Stücke finden, die hierher gehören. Auch bei uns verlangt man noch Zeichen und Wunder, um zu glauben. Man verlangt sie

1. als des Glaubens Grund und Boden;
2. als des Glaubens Gegenstand und Inhalt;
3. als des Glaubens Erfolg und Wirkung.

Wir glauben, Herr! hilf unserm Unglauben auf durch diese Andachtsstunde. Amen.

1.

Schon bei einer oberflächlichen Betrachtung der im neuen Testamente uns aufbewahrten Sendschreiben an christliche Gemeinen erkennen wir, daß die Apostel, um dem Evangelium Glauben zu verschaffen, sich wenig oder gar nicht auf Zeichen und Wunder berufen, die von Jesu gethan, oder zu seiner Beglaubigung geschehen seien. Ueberall fast ist es nur Erklärung des Wortes, und Aufmunterung zur treuen Nachfolge des Herrn, was sie aussprechen; und wo sie jenes als die Wahrheit und diese als Pflicht darstellen wollen, da wenden sie sich vielmehr an die innern Erfahrungen ihrer Leser, und an das Zeugniß, welches diesen das eigene Gewissen giebt. — Das war, so möchte man hier wohl sagen, die gute alte Zeit, in welcher das Evangelium schon vermöge der ihm inwohnenden Kraft die Herzen gewann und in der harrenden Menschheit sich Eingang verschaffte. Hernachmals ward es anders. Da hatte die Kirche selbst an denjenigen Wundern nicht mehr genug, welche auf den Blättern der evangelischen Geschichte zu lesen sind, sondern in ihrem Dienste entstanden Erzählungen von neuen außerordentlichen Vorgängen und übernatürlichen Ereignissen. Die christliche Welt bevölkerte sich mit Mährchen von Heiligen und Legenden von Märtyrern, für welche nun ein gleicher Glaube in Anspruch genommen ward, wie für das Evangelium selbst. — Die Fesseln des Aberglaubens, welche hiermit der Christenheit aufgelegt waren, und von Jahrhundert zu Jahrhundert schwerer auf ihr lasteten, sind uns, evangelische Glaubensgenossen, durch die Reformation abgenommen worden. Aber das Bedürfniß, auf welches die katholische Kirche damals rechnete, als sie ihre Fabeln ausstreuete, — das verkehrte Bedürfniß, erst übernatürliche äußere Beweise, erst Zeichen und Wunder im Reiche der Natur zu sehen, bevor man der geistigen Wahrheit sich hingebe, — das ist trotz der Reformation noch nicht überall unter uns ausgetrieben. Wie Viele sind, die in jenen nach den Naturgesetzen unerklärbaren Erscheinungen, welche das Evangelium uns erzählt, den eigentlichen

Grund und Boden ihres Christenglaubens haben, so daß, wenn man ihnen einmal die Wunder nähme, alsobald auch der ganze Bau ihres Glaubens wanken und zusammenstürzen würde! O ihr, um die es also steht, sehet euch nach einem andern und bessern Glaubensgrunde um! — Daß ihr mit Einfältigkeit des Herzens festhaltet an dem Allen, was die Schrift aus dem Leben Jesu uns erzählt, — wer möchte es tadeln? Aber daß es gerade die Wunder sind, die euch erst zur Anerkennung des Gottessohnes bringen, und daß diese Anerkennung mit den Wundern steht und fällt, — wer könnte das loben? wer müßte nicht vielmehr daraus schließen, ihr habet das eigentliche Wesen des Christenglaubens noch gar nicht begriffen, geschweige denn ergriffen? — Noch einmal, seht euch nach einem bessern Glaubensgrunde um!

In den ersten Zeilen seines Briefes an die Römer sagt Paulus, Jesus werde kräftiglich erwiesen als Sohn Gottes durch den Geist, der da heilige seit der Zeit, daß der Herr auferstanden sei von den Todten. Die innere Erfahrung also von der heiligenden Kraft, von der befreienden Wirkung des Geistes, der in Christo war und von ihm aus sich der Menschheit mittheilte, die muß euch des Glaubens Grund und Beweis werden, die muß euch Christum kräftiglich erweisen als Gottessohn. Wenn ihr diese innere Erfahrung habt, dann ist alles Andere Nebensache; wenn ihr sie nicht habt, dann ist alles Andere eitel. Auf diesem Boden also lasset euren Christenglauben wurzeln, wachsen, reifen; auf diesem Boden pflanzet und pfleget das Christenthum bei denen, welche ihr für das Reich Gottes gewinnen sollt. Und wollt ihr eure Kinder, eure Schüler hinführen zu Dem, welcher spricht: Lasset sie zu mir kommen! o so erzählt ihnen nicht zuerst von seinen Wundern und übernatürlichen Thaten, um sie durch Staunen zum Glauben zu bringen, sondern zuerst erzählt ihnen von seiner weltumfassenden Liebe, von seiner welterleuchtenden Klarheit, von seinem weltüberwindenden Worte, — auf daß aus seinem darin sich offenbarenden Geiste der zündende Funke hinüberspringe in ihren Geist,

und sie durch innere Erfahrung von der Gotteskraft des Evangeliums zum Glauben gebracht werden.

Oder meint ihr, dem sei nicht so? Nun so mögt ihr zusehen, wie ihr sonst fertig werdet mit dem Worte, das Christus selbst tadelnd sprach: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht! —

2.

Hält man in unserer Zeit noch das Wunderbare so gern fest als Grund und Boden des Glaubens, so darf es uns freilich gar nicht auffallen, daß man dasselbe auch gar zu gern zu des Glaubens Inhalt und Gegenstand macht, und in dieser Beziehung einen so entschiedenen Werth darauf legt, daß alles Andere dagegen fast als Nebensache erscheint. Auch das ist ein Hang, welchen der Tadel trifft: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. —

Das, m. a. Fr., liegt ja freilich wohl in der Natur der Sache, daß die evangelische Wahrheit ihre Tiefen habe, in welche der ungeweihete Blick gar nicht, der geweihete nur mühsam einzudringen vermag; das wird kein vernünftiger Mensch in Abrede stellen, daß die unsichtbare Weltordnung, die wir im Glauben an's Evangelium umfassen, reich sei an Geheimnissen, welche auch die gründlichste Forschung nimmer ganz ergründen kann. Wer also des Glaubens sich rühmen will, der wird immer Mancherlei für wirklich annehmen müssen, was er gleichwohl nicht mit Augen sieht, oder mit Händen greift, oder durch sein unmittelbares Gefühl inne wird. Aber das zunächst ist gewiß ein ganz verkehrtes Beginnen, nun so viel Geheimnißvolles, der Vernunft Unbegreifliches, als irgend möglich, in das Gebiet des Glaubens hinüberzuziehen und den Glauben für desto vollkommner zu halten, je mirakulöser, je reicher an Unbegreiflichkeiten sein Inhalt ist. Die das lieben, mögen zusehen, daß sie nicht den Kindern gleichen. Das Kind, dem sich die unbekannte Welt in Ahnungen aufschließt, bevölkert die dunkle Kammer mit allerlei Gebilden und Gespenstern, und am Ende muß es doch einsehen, daß diese nicht in der dunkeln Kammer, sondern nur in seinem kindischen Gehirne lebten. —

Doch mag es geschehen, daß hierin Jeder nach seinem Bedürfnisse und nach seiner Einsicht thut, so ist doch das vollends gewiß durchaus ungehörig, wenn die Zeichen- und Wundersüchtigen in diesem Sinne des Wortes der Christenheit zumuthen, sie solle gerade das Unbegreiflichste zum Kern und Stern ihres Glaubens, sie solle gerade das aller menschlichen Vernunft Unzugängliche, ja Widersprechende, zum Mittelpunkte ihres Bekenntnisses machen, alles dasjenige dagegen vom Evangelium, was dem Menschen seiner innersten Natur nach zusagt, und sich ihm als das ewig Vernünftige ankündigt und aufdringt, als eine Nebensache, als etwas wesentlich gar nicht zum Christenthum Gehöriges betrachten. Wie, nicht daran also sollen wir uns als Christen erkennen, daß wir von Christo uns ergriffen, unsern Geist durch den seinigen entfesselt und befreit fühlen? daß wir in ihm des wahren Lebens Fülle erkannt, und von ihm zum wahren Leben den Anstoß und die Kraft empfangen haben? daß wir in ihm Den gefunden haben, von welchem Moses und die Propheten zeugen und in ihm Den zu schauen hoffen, welchem alle Gewalt gegeben ist im Reiche der Geister? daß wir in der Liebe uns mit ihm Eins wissen, den Gehorsam gegen sein Gebot für unsere heiligste Pflicht, die Förderung dessen, was Er wollte, für unsern höchsten Beruf ansehen, und in der künftigen vollen Gemeinschaft mit ihm die Vollendung unseres Heils erwarten? An diesem Allen also sollen wir uns nicht als Christen erkennen, sondern nur an dem wörtlichen Bekenntnisse einer Reihe von einzelnen unbegreiflichen Wunderdingen? Und jenes Alles soll nicht für Glauben gelten, wenn es nicht aus der Vorstellung dieser Wunder entsprungen und von ihr fortwährend durchwehet und getragen ist? — Tröstet euch, Mitchristen, wenn aus diesem Grunde von Solchen, die da eifern mit Unverstand, der Christenglaube euch abgesprochen wird! Der Herr selbst erkennt euch für die Seinen, wenn ihr in ihm bleibt, wie er in euch! Mehr legt er euch nicht auf. Und Paulus macht zum Mittelpunkt seiner Predigt das Eine: Laßt euch

versöhnen durch Christum! Mehr will er nicht erreichen. Fühlt ihr euch in Christo, und ihn in euch, — und diese Gemeinschaft ist Etwas, dafür ein deutliches inneres Zeugniß euch Bürgschaft leistet — fühlt ihr euch versöhnt durch Christum, — und diese Versöhnung ist ein inneres Ereigniß, darüber wohl ein wundersüchtiger, grübelnder Sinn, aber kein aufrichtiges, lauteres Gemüth sich selber täuschen kann, — kurz, tragt ihr in euch das Bewußtsein der durch Christi Geist in's Leben gerufenen Freiheit des eigenen Geistes, — so seid getrost, ihr stehet im Glauben! — Ihr aber, die ihr voll mitleidiger Verachtung auf einen solchen Glauben herabblickt; ihr, denen ein Glaube für nichts gilt, welcher das Wunder der Dreieinigkeit, der Vereinigung zweier Naturen in Christo, der leiblichen Gegenwart des Heilandes im Abendmahle, der Auferstehung des menschlichen Leibes mit allen seinen Gliedern, der Einwirkung des Satans auf des Menschen Willen u. s. f., ich will ja gar nicht sagen, leugnet, sondern nur in bestimmte Worte eines Glaubensbekenntnisses zu fassen ablehnt, denen vielmehr das Bekenntniß dieser und anderer Unbegreiflichkeiten gerade für die Hauptsache im Christenthume, alles Andere für Nebending gilt, — sehet auch ihr zu, wie ihr fertig werdet mit dem Worte, das der Herr selbst tadelnd ausspricht: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht! —

3.

Es hat dies Wort, auf unsere Zeit angewendet, noch eine dritte Beziehung. Zeichen und Wunder will man in der Geschichte, um auf sie zurückweisen zu können, als auf den hauptsächlichsten Grund des Glaubens; Zeichen und Wunder will man in den schriftlichen und mündlichen Bekenntnissen, um sie da in bestimmte Sätze fassen zu können, als den vornehmsten Inhalt des Glaubens; Zeichen und Wunder endlich will man im Herzen, um sich ihrer rühmen zu können, als der seligsten innern Wirkung des Glaubens. —

Unbefriedigt von der sichtbaren Weltordnung und von den Aufschlüssen, welche der denkende Verstand über dieselbe zu geben vermag; strebend nach einer nähern Verbindung mit dem geahneten Unsichtbaren, als das natürliche Leben sie mit sich bringt, — so wendet der Mensch sein Herz zum Glauben, in der Erwartung, hier werde er finden, wonach ihn verlangt. Um es sicher zu finden, begiebt er sich willig des eigenen Urtheils über höhere Dinge, und nimmt an, was Schrift und Predigt ihm sagt; er gebietet Schweigen jedem aufsteigenden Zweifel, und giebt seine Vernunft gefangen unter das geoffenbarte Wort; er betet unverdrossen und harret getrost des Durchbruches der Gnade, der mächtigen Umwandlung seines ganzen Wesens, die, wie er meint, in Folge des Glaubens kommen muß. Aber siehe, was er hofft, bleibt aus von Tag zu Tag, vielleicht von Jahr zu Jahr. Warum? weil sein Hoffen ein überspanntes war, weil er nicht eine stufenweise Erleuchtung, sondern ein magisches Licht von oben, nicht einen stillen Einzug des Gottesfriedens, sondern eine mystische, bis zur Vision lebendige Gemeinschaft mit Gott, nicht ein allmähliges Wachsen in der Kraft zu allem Guten, sondern eine plötzliche Ausrüstung mit weltüberwindenden Kräften, — mit einem Worte, weil er nicht eine naturgemäße, den Gesetzen des Geistes entsprechende, sondern eine wunderbare, allen bekannten Gesetzen des geistigen Lebens widersprechende Entwickelung seines innern Wesens als Erfolg des Glaubens erwartete. Ein solcher Sprung, eine solche Entrückung mitten in die Geheimnisse und Seligkeiten und Gewalten des Himmels bleibt nun ihm aus; obwohl er glaubt, so sieht er doch, daß er oft noch mit Zweifeln und Irrthümern kämpfen, oft noch vergebens nach Frieden suchen, oft noch der Anfechtung unterliegen muß. Er sieht sich noch behaftet mit allen Eigenthümlichkeiten, mit allen Schwächen eines gewöhnlichen Menschenkindes. — Da wird er schwach im Glauben, weil er in den innern Wirkungen des Glaubens sich verrechnet hat, sich getäuscht sieht; da

wirft er sein Vertrauen weg, weil er in Folge desselben nicht Zeichen und Wunder erlebte; und aus dem willig und aufrichtig Glaubenden wird ein Leugner, ein Spötter vielleicht, lediglich um des unglücklichen Hanges willen, Zeichen und Wunder sehen zu wollen. —

M. Fr., ich bin überzeugt, hier nicht ein wesenloses Bild erfunden, sondern die wahrhafte traurige Geschichte von Tausenden erzählt zu haben! — Aber, wer trägt zum großen Theil die Schuld, daß so Viele ein Opfer dieser verkehrten Wundersucht werden? Ihr tragt sie, ihr fanatisch Gläubigen, die ihr euch vor der Welt so gern das Ansehen gebt, als sei die innere Wirkung des Glaubens bei euch eine so wunderbare, alle natürliche Geistesentwickelung so entschieden durchkreuzende, daß ihr dadurch gleichsam der Gemeinschaft der gewöhnlichen Menschenkinder entnommen und zu einem auserwählten Volke werdet! Ihr, die ihr es liebt, mit einer solchen Bestimmtheit über die Geheimnisse des Himmels abzusprechen, als hättet ihr sie geschauet mit leiblichen Augen; die ihr euch immer also vernehmen laßt, als sei euer inneres Licht, euer Seelenfriede, eure Lebenskraft etwas ganz Besonderes, was sich gar nicht vergleichen lasse mit den innern Erfahrungen derjenigen, die nicht in allen Stücken so denken, wie ihr denkt. Daran thut ihr nicht wohl, namentlich schwachen Gemüthern gegenüber. Dadurch erbauet ihr nicht, sondern zerstört. Ihr macht die Schwachen irre an sich selber, wenn sie nun auf euren Rath nach den inwendigen Wundern der Gnade ringen, und doch nicht erringen, was sie nach eurer Beschreibung zu erringen hofften. — Darum, wem es ein Ernst ist um den Christenglauben, der lasse sich nicht irre machen, lasse sich nicht verleiten, in Folge des Glaubens übernatürliche geistige Zustände zu erwarten, Zeichen und Wunder in seinem Innern schauen zu wollen. Wer aber meint, dem sei nicht so, — der sehe zu, wie er sonst fertig wird mit Christi Worte: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Das ist ja freilich ein gewisses Wort:

Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen, und: Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu worden. Aber diese Erneuerung kann nur vor sich gehen nach den ewigen Gesetzen des geistigen Lebens. In diesem Sinne wollen wir ihrer theilhaftig zu werden streben, in diesem Sinne unseres ernsten Strebens Ziel zu erreichen hoffen! Amen. —

IV.

Die Zeichen dieser Zeit.

Neujahrstag 1842.

Siehe, unsere Tage sind eine Hand breit bei dir, und unser Leben ist nichts vor dir; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon. Du aber bleibest, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende! Herr, lehre uns, bei der Flucht dieser Zeit auf dich, den Ewigen, schauen, und unter dem Wechsel alles Irdischen dich, das unwandelbare Gut, finden! Amen.

Zwei Neujahrstage haben wir jährlich: den Tag unserer Geburt und den Anfang des bürgerlichen Jahres. Mit Fug und Recht feiern wir beide; denn beide geben dem, welcher überhaupt nachdenken will, zu denken genug. In Hinsicht aber auf die Art der Feier besteht naturgemäß zwischen beiden Tagen ein Unterschied. Den erstern, den Geburtstag, sehen wir bloß an als Ziel eines Abschnittes von dem Lebenswege, den wir als einzelne Menschen gehen; er eignet sich also von Natur zur Betrachtung unserer eigenen und besonderen Verhältnisse, zur stillen häuslichen Feier, vollzogen in der Einsamkeit, oder im Kreise unserer nächsten Angehörigen. Der andere, der erste Januar, will nicht gefeiert sein im stillen Kämmerlein, sondern in vollen Kirchen. Er lenkt unsern Blick auf das Allgemeine, auf das Große und Ganze, auf den Gang der Weltereignisse und auf den Stand der öffentlichen Verhältnisse, von denen nicht wir allein, sondern sammt uns viele Tausende berührt werden.

Darum legen wir passend unserer heutigen Andacht einen Ausspruch des Erlösers zu Grunde, welcher dem Nachdenken die Richtung auf die größten und weitesten Schauplätze

des Lebens giebt, in welchem nicht die Rede von Haus und Hof, von Weib und Kind, von Stadt und Umgegend, nicht von besonderer Trübsal oder Freude, wie sie Einzelnen unter uns widerfahren sein mag, nicht von Hoffnungen, wie sie Diesen erfüllen, und von Gefahren, wie sie Jenen bedrohen, nicht von Sternen des Heiles, welche an deinem Himmel aufgegangen sind, oder von Unglückszeichen, welche über deinem Dache stehen, — sondern von Zeichen, die am Horizonte der Zeit stehe, allen Blicken gleich sichtbar, für alle Denker von gleichem Interesse, für alle Menschen von gleicher Bedeutung. Und ein solcher Ausspruch Jesu steht:

Text Ev. Matth. 16, 2 und 3.

Aber er antwortete und sprach: „Des Abends sprechet ihr, es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist roth, und des Morgens sprechet ihr, es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist roth und trübe. Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnet ihr beurtheilen, könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen?"

Die Pharisäer und Sadducäer forderten von Jesu, um ihn zu versuchen, ein Zeichen vom Himmel. Nicht sowohl Unglaube an den prophetischen Beruf Jesu war es, woraus dies Begehren hervorging, als vielmehr eine böswillige Abneigung, über die Erscheinung des Herrn und über die Abhülfe, welche er den geistigen und sittlichen Bedürfnissen und Mängeln der Zeit gewährte, aufmerksam nachzudenken, und daraus den rechten Schluß zu ziehen. Denn es giebt für den Menschen kein widerwärtigeres Geschäft, als sich durch Beobachtung zu überzeugen von dem hohen Werthe und der heilsamen Bedeutung desjenigen, wogegen er einmal eingenommen ist. In diesem Falle befanden sich jene Männer. Sie verstockten absichtlich ihre Sinne gegen die sichtbare Herrlichkeit des Heilandes, weil vor dieser ihr eigener Stern erbleichen wollte; sie mochten's nicht sehen, wie die Sendung des Herrn dem dunkeln, sehnsüchtigen Drange der Menschheit begegnete, in die Verhältnisse der Welt mächtig eingreifen und eine neue

Gestalt der Dinge, einen gewaltigen Umschwung des geistigen Lebens herbeiführen mußte. Sie wollten's nicht sehen, obwohl der Verstand, der Scharfblick dazu ihnen nicht fehlte, und damit sie nur der Nothwendigkeit überhoben sein möchten, diese deutlichen Zeichen der Zeit anzuerkennen, so forderten sie ein Zeichen vom Himmel. Darum nennt sie denn Christus Heuchler; — denn Heuchler ist Jeder, welcher gegen eine Wahrheit, weil sie ihm nicht gefällt, sich sträubt und wehrt; welcher der Stimme der bessern Ueberzeugung, weil sie ihm unliebsam ist, Schweigen gebietet, — und hält ihnen nun in unserem Texte das Verkehrte ihrer Sinnesart vor. Auf die Vorzeichen des Wetters achtet ihr; — aber gegen die prophetischen Stimmen in der geistigen Welt seid ihr taub. Ob am Himmelsbogen Sonnenschein oder Ungewitter aufziehen werde, darnach fragt und forscht ihr; aber ob im Reiche der Seelen Licht und Friede, oder Finsterniß und Sturm kommen werde, darnach fragt ihr nicht. Das Kleinere liegt euch an, während das Größere euch unberührt läßt.

Was der Herr an Pharisäern und Sadducäern tadelt, würde dasselbe nicht auch an uns, m. a. Fr., Tadel verdienen? Wenn an dem heutigen Tage unsere Beobachtungen nicht weiter gingen, als auf Barometer und Thermometer, auf Sonnen- und Mondfinsternisse, auf Getreidepreise und Handelsconjunkturen, auf Aktien und Staatspapiere, — träfe uns da nicht mit Recht wenigstens die Rüge: Ihr Thoren, ihr Schläfer! Solches Alles beurtheilt ihr; könnt ihr denn nicht auch beurtheilen, wie hoch es an der Zeit ist im Reiche Gottes? Darum, soweit unser Gesichtskreis reicht, und soweit die Welt mit uns in fühlbarer Wechselwirkung steht, laßt uns den Blick hinwenden auf die Zeichen dieser Zeit, welche für den Bekenner Christi Wichtigkeit haben.

Nur noch Eins muß ich zuvor erinnern. — Wir begegnen gar häufig Solchen, die Etwas darein setzen, über das unsägliche Verderben unserer Zeit zu klagen. Wo diese Klage hervorgeht aus derjenigen tiefen Frömmigkeit, welche das gleichzeitige Böse immer in einem so grellen Lichte sieht, daß sie sich gar nicht denken kann, es sei jemals so arg gewe-

sen, — da wollen wir sie ertragen als Etwas, das stets da gewesen ist von David bis auf Luther; wo sie hervorgeht aus einem mißvergnügten, namentlich dem höheren Alter eigenen Sinne, der sich immer zurücksehnt nach den abgestorbenen Sitten und Verhältnissen einer früheren Zeit, da wollen wir sie bekämpfen mit des weisen Salomo Worten: Sprich nicht, was ist es, daß die vorigen Tage besser waren, denn diese; denn du fragst solches nicht weislich. Wo sie endlich bloß, so zu sagen, zum guten Tone gehört, da wollen wir sie als etwas Unverständiges verachten. Aber einstimmen in diese Klage wollen wir nie. Wer hätte auch die Erfahrung, wer hätte den unbefangenen weltgeschichtlichen Ueberblick, daß er seiner Zeit, deren Kind er ist, und von deren Geiste er selbst getragen wird, das Urtheil sprechen dürfte, sie sei von allen Zeiten die schlechteste? Auch von unseren Zeitgenossen kann das Niemand, ohne den Vorwurf kecker Anmaßung zu verdienen. Ja, ein größeres Recht haben wir, unsere Zeit für die beste und vollkommenste von allen bisherigen zu halten; denn bei diesem Urtheil findet doch wenigstens eine Berufung auf den ewigen Erziehungsplan Gottes statt, welchen wir nicht begreifen würden, wenn die Menschheit rückwärts, statt vorwärts, ginge. — Die rechte Ansicht ist wohl diese. Jede Zeit hat ihre eigenthümlichen Bedürfnisse und Mängel; aber jede trägt in ihrem Schooße auch schon die Keime zu einer künftigen Befriedigung jener Bedürfnisse, zu einer sichern Abhülfe jener Mängel. Wäre es nicht so, dann müßte die Welt schon einmal zu Grunde gegangen sein. Aber so war es in jener großen Zeit der Heimsuchung. Als die Sehnsucht der Völker nach der Weide der Wahrheit auf's Höchste gestiegen war, da stand auch schon der große Völkerhirt, wenn auch noch ungekannt, mitten unter ihnen. Und so ist es auch in der Gegenwart. Dieselbe ist reich an Zeichen des Unheils und der Krankheit; aber sie trägt sicherlich zugleich die Keime eines künftigen Heils, einer späteren Genesung in sich. Beides zu erforschen, das wäre nun die rechte und vollkommene Deutung der Zeichen dieser Zeit. Allein zunächst liegt es uns

ob, auf das Bedenkliche, auf das Gefahrdrohende unsern Blick zu richten. Darum nenne ich euch in dieser kurzen Stunde, welche uns hinweisen soll auf

die Zeichen dieser Zeit,

nur vier Dinge, welche wir allerdings als Mängel, als schlimme Fehler der Gegenwart zu betrachten haben.

1. Es fehlt der Welt an kirchlichem Sinne,
2. Es fehlt der Kirche an friedlicher Gemeinschaft,
3. Es fehlt den Gemeinschaften an christlicher Liebe,
4. Es fehlt der Liebe an heiliger Gluth. —

Der Herr erleuchte und erwecke uns durch seinen Geist, auf daß wir freien Blickes und wachsamen Sinnes hineinschauen mögen in das neue Jahr! Amen.

1.

Das also ist das erste Zeichen unserer Zeit: Es fehlt der Welt an kirchlichem Sinne. — Die Klage habt ihr, m. a. Fr., schon oft, vielleicht bis zum Ueberdruß oft gehört. Aber sie ist leider zu wohl begründet, als daß sie widerlegt werden könnte, zu wichtig, als daß sie sich zurückweisen ließe, zu offenkundig, als daß man sie hier verschweigen dürfte. — Wollten wir auch einmal gar kein Gewicht darauf legen, daß unsere Zeit an Aeußerungen des kirchlichen Sinnes viel ärmer ist, als frühere Jahrhunderte, — daß der Feiertage weniger, und die Gottesdienste kürzer geworden sind; daß man den Sonntag mehr in Häusern und mit Gesellschaftsspielen, und weniger in Tempeln und mit geistlichen Liedern feiert; daß die Beichtstühle leer stehen, und die Betstunden wegen Mangel an Theilnahme ausfallen und eingehen; daß Vermächtnisse und Stiftungen zum Besten der Gotteshäuser seltener vorkommen, und eine große Menge frommer Gebräuche, welche vormals als verknüpfendes Band zwischen der Kirche und ihren Gliedern bestanden, aufgehört haben; — ich sage, wenn wir auch hierauf gar kein Gewicht legen, das Alles vielmehr in dem günstigen Lichte betrachten wollten, als fange der Glaube an, sich mehr und mehr von der beschränkenden

äußern Form loszumachen, und als etwas Freies und rein Geistiges die Menschheit zu durchdringen, — so würden wir uns da nur täuschen. Eine unbefangene Beobachtung lehrt genugsam, daß es nicht bloß die Form und Erscheinung der Kirchlichkeit, sondern vielmehr eben der Geist und das Wesen derselben ist, dessen die Welt heut zu Tage so sehr entbehrt. — Das aber ist das Wesen der Kirchlichkeit, daß der Mensch sich überall und fortwährend als Glied der Kirche fühlt, daß er seiner Zusammengehörigkeit mit derselben sich lebendig bewußt ist, daß er die Kräfte seines geistig-sittlichen Lebens aus der Fülle derselben schöpft, wie ja denn Christus die Fülle seiner Gnade und Wahrheit in der Kirche, als einem ewig fließenden Borne, niedergelegt hat. Daß dieß Bewußtsein, dieß Gefühl, dieser geistige Zusammenhang jetzt insgemein den Menschen fehle, oder wenigstens nicht in der gehörigen Stärke vorhanden sei, das kann Niemand, der nur einige Erfahrung hat, verkennen. Die Bande der Familie, der Freundschaft, des Staates, des bürgerlichen Lebens, der Geselligkeit, und was sonst, — sie alle werden jetzt im Allgemeinen viel lebhafter empfunden, viel deutlicher erkannt, viel stärker geknüpft und viel sorgfältiger unterhalten, als das Band, welches den Menschen mit der Kirche verbindet. Die Interessen des Handels und Gewerbes, der Industrie, der Kunst und Wissenschaft wahrzunehmen ist man jetzt im Allgemeinen viel eifriger bedacht, als die Erbauung der Kirche zu betreiben. Die Naturkräfte der Menschheit dienstbar zu machen, die Quellen des Wohlstandes auszubeuten, das Leben in allen irdischen Beziehungen immer mehr zu glätten und zu bequemen, und immer vielseitiger durchzubilden, darauf ist der Zeitgeist viel mehr gerichtet, als auf Aneignung des Himmelreichs, wie es in der Kirche Christi eine Gestalt gewonnen hat. — Die Gefahr, mit welcher diese Richtung der Zeit den Einzelnen bedrohet, brauche ich euch nicht erst zu beweisen. Sorgen wir, daß wir in derselben nicht unterliegen! —

2.

Wollten wir nun den Ursachen des in der Welt herrschen-

den Mangels an kirchlichem Sinne, — welcher denn natürlich gar oft in Sittenlosigkeit umschlagen muß, — nachforschen, so müßten wir uns da bald überzeugen, daß die Schuld zum Theil in dem gegenwärtigen Zustande der Kirche selbst liege; worauf sich denn auch die unkirchlich Gesinnten zu ihrer Entschuldigung nicht selten berufen. — Der Kirche nämlich fehlt es an friedlicher Gemeinschaft. Das ist ein zweites Zeichen der Zeit. Ob das früherhin zuweilen schon ebenso gewesen sei, oder nicht, darnach fragen wir jetzt nicht. Wir messen den gegenwärtigen Zustand der Dinge bloß nach dem Worte unsers Glaubensbekenntnisses: Eine heilige allgemeine christliche Kirche. Und von diesem Ziele scheint denn allerdings die Christenheit gar nicht weiter entfernt sein zu können, als sie es jetzt wirklich ist. — Wo in aller Welt ist die eine allgemeine christliche Kirche zu sehen, an die wir glauben? wo findet sich auch nur eine erste Anlage zu ihrer Erbauung? In der großen Masse der christlichen Welt hat sich griechische, römische und protestantische Lehre getheilt, und zwar dergestalt, daß nicht abzusehen ist, wie jemals die getrennten Glieder zu Einem Leibe, die geschiedenen Theile zu Einem Ganzen sich wieder zusammenfinden sollten. Daneben bestehen zahlreiche Sekten und Partheien, in Lehre und Bekenntniß, in Form der Anbetung und Lebensweise mehr oder weniger abweichend je von dem größern Verbande, aus welchem sie hervorgingen. Und endlich, was vielleicht die Kirche am dauerndsten spaltet, so zieht, unabhängig von jeder kirchlichen Theilung, und daher meistens auch jeden kirchlichen Namen verschmähend, durch die ganze Christum bekennende Welt ein großer Widerspruch sich hin, hier theilweise ausgeglichen und vermittelt, dort schroff und unlösbar auftretend, — auf der einen Seite nämlich freie Forschung, die das im Christenthum Gegebene und in Schrift und Kirche den folgenden Jahrhunderten-Aufbewahrte nicht anders annehmen will, als wenn sie es zuvor nach den angeborenen Denkgesetzen geprüft und mit der Vernunft in vollen Einklang gebracht hat, — auf der andern Seite mehr oder weniger unbedingte Unterwerfung unter die Herrschaft

des buchstäblich Geschriebenen, oder des kirchlich Bestehenden, — so daß jetzt in der That Glieder der verschiedensten kirchlichen Verbindungen sich ihrem Glauben nach so nahe verwandt sein können, daß nur der Name sie trennt, und hinwiederum Anhänger einer und derselben Confession so weit von einander entfernt sein können, daß weiter nichts als der Name sie bindet. — Nun haben wir allerdings, m. a. Fr., gar nicht Ursache, durch diese Lage der Dinge uns zur Verzweiflung an einer endlichen erfreulichen und harmonischen Gestaltung des Gottesreichs auf Erden bringen zu lassen. Im Gegentheil, für die späteste Zukunft versprechen uns die Zerwürfnisse der Gegenwart eher Gutes, als Schlimmes. Denn wo Widerspruch ist, da ist Verlangen nach Gründen, und wo Verlangen nach Gründen ist, da ist Untersuchung, und wo Untersuchung ist, da ist schon der Anfang zu gegenseitiger Annäherung und Ausgleichung, — so daß wir zuversichtlich annehmen dürfen, wenn nur die Kämpfe der Gegenwart je von beiden Seiten mit aufrichtigem Verlangen nach Wahrheit und mit gewissenhaftem Gebrauch der Waffen des Lichtes durchgekämpft werden, so werde dadurch das fröhliche Ziel aller christlichen Lebensentwickelung: Ein Hirt und Eine Heerde, nicht hinausgeschoben, sondern näher, immer näher gebracht. Bei diesem hoffenden Blicke in eine Zukunft aber, — die wir und unsere Kinder jedenfalls nicht erleben, — dürfen wir nun die Gegenwart darum nicht mit wohlgefälligem Blicke betrachten. Ist die Zerrissenheit derselben auch ein nothwendiges Uebel, so ist und bleibt sie doch immer ein Uebel, — ein Uebel, welches uns Allen zum Fallstricke werden würde, wenn wir, statt mit heiligem Ernst unsers Glaubens zu leben, mit frivoler Leichtfertigkeit des großen Schauspiels der Bewegung im Geisterreiche spotten wollten; wenn wir, statt zu wachen und zu beten, daß das Herz fest werde, von allerlei Wind der Lehre uns wägen und wiegen ließen; und wenn wir, statt nach bestem Gewissen Antheil zu nehmen an der Erbauung der Kirche, es nicht der Mühe werth hielten, zur Vollendung und Ergänzung eines so zerstückelten Wesens Handreichung zu thun.

3.

Friedliche Gemeinschaft hat die Kirche im Ganzen nicht; desto mehr einzelne Gemeinschaften bestehen in ihr. Aber diese sind doch weit entfernt, nun im Kleinen das vollkommene Bild darzustellen, welches im Großen nicht zu finden ist. Sie sind weit entfernt, Lebenskreise und Heimathsstätten des rechten Geistes zu bilden. Denn es fehlt ihnen an christlicher Liebe. Das ist das dritte Zeichen der Zeit. Ein schlimmes, trübes, schreckhaftes Zeichen. Denn wo Kirchlichkeit fehlt und Friede mangelt, da kann immer noch Leben sein; aber, wo die Liebe ausgeht, da rückt der Tod heran! — Wenn schon von Natur der Mensch zum Menschen, als zu einem gleichgeschaffenen Wesen, in Liebe sich hingezogen fühlt, so muß billig das gemeinsame Verlangen und Streben nach Wahrheit dies Band, als ein geistiges, noch enger knüpfen. Nun sollte man meinen, sowohl die Art und Weise, als auch selbst der Erfolg und das Ergebniß dieses Strebens, sei dabei als Nebensache zu betrachten, und wenn wir gegenseitig von einander überzeugt sind, daß wir Ein und Dasselbe suchen, so können wir's einander wohl vergeben, wenn wir nicht suchen auf ein' und dieselbe Weise, so brauche selbst dadurch, daß wir nicht Ein und Dasselbe finden, das Band der Liebe, das uralte, nicht zerrissen zu werden. Gewiß, die Verschiedenheit religiöser Ueberzeugungen kann uns nie des Gebotes überheben: Liebe deinen Nächsten als dich selbst! — nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. —

Aber nun prüft einmal, so weit eure Erfahrung geht, die Gesinnung, mit welcher die verschiedenen Partheien unserer Zeit einander begegnen, — da werdet ihr alles Andere eher finden, als christliche Liebe, und christliche Liebe überall anderswo eher finden, als zwischen diesen Partheien. In Büchern und Zeitschriften legt man seinen gehässigen gegenseitigen Widerwillen nieder, gleichsam als wolle man sorgen, daß derselbe ja weit genug in der Mitwelt sich

verbreite, ja, weit genug auf die Nachwelt sich vererbe! Unter evangelischer Ueberschrift richtet man mit unchristlicher hochmüthiger Härte, — im Dienste der allgemeinen Kirche geißelt man mit höhnendem, unchristlichem Witz. Männer, die vielleicht nie einander von Angesicht erblickt haben, bekämpfen sich mit allen Waffen des Zornes, aus keinem andern Grunde, als weil Dieser etliche Stücke des Evangeliums anders auffaßt, anders auslegt, als Jener. Wo die Geister aufeinander platzen, entleeren sie gegenseitig Gift und Galle; und kaum wird noch eine Glaubensfrage besprochen, ohne daß dabei Groll und Leidenschaft das Wort führte.

Im Leben ist es nicht besser, als in der Wissenschaft. Es herrscht eine traurige Glaubensfeindschaft. Der Vernunft-Gläubige sieht scheel, wenn der Streng-Gläubige zu Ehre und Ansehen kommt, — Dieser mißgönnt Jenem Einfluß und Wirksamkeit. Jeder will unter Glaubensgenossen nur diejenigen verstehen, welche mit ihm auf buchstäblich gleiche Weise Christum bekennen, und auch nur auf diese das Gebot des Apostels, wohlzuthun allermeist des Glaubens Genossen, ausdehnen. Ja, bis in's gesellige Leben hinein ziehen sich die Spuren dieses Mangels an Liebe. Christ und Türke mögen sich am dritten Orte freundlich und unbefangen begegnen; aber Christ und Christ, mit Entschiedenheit entgegengesetzten Gemeinschaften angehörend, dürfen sich nur zusammen finden, so merken sie einander das Trennende schon ab, so wird die Hand schon nicht mehr herzlich gedrückt, so wird das Gespräch schon zurückhaltender und förmlicher, so wird schon jede geistige Annäherung aufgegeben.

Das sind die Liebeserweisungen unserer Zeit im Reiche Jesu, also auf dem Grund und Boden, welcher der Liebe zum eigentlichen Vaterlande angewiesen ist, und von wo aus ihr veredelnder Same in die Welt hineingetragen werden sollte. — Ach, es ist vielleicht nicht zuviel gesagt: die Welt ist, was die Liebe betrifft, dem Reiche Gottes auf Erden vorangeschritten. Sie hat doch milde Sitten, sie kennt doch Rücksichten des Anstandes, sie thut doch Jedermann

die schuldige Ehre. Das Partheiwesen aber im Reiche Gottes, weil ihm der Geist der Liebe fehlt, hat sich auch der kleinen und zarten Liebespflichten überhoben. Die Kinder der Welt sind nicht nur klüger, sie sind in ihrer Art auch humaner, billiger, menschenfreundlicher geworden, als die Kinder des Reichs; und während sie ihre Lindigkeit allen Menschen kund werden lassen, mögen sie sich mit Recht wundern, daß zwischen den verschiedenen religiösen Gemeinschaften so viel feindlicher Sinn herrscht. — O, mit der einen Sorge, ihr Kinder des Reichs, mit der einen Sorge vor Allem laßt uns hineintreten in den neuen Zeitraum, daß wir unter den Stürmen der Zeit nicht Schiffbruch leiden an der christlichen Liebe!

4.

Abgesehen von dem zwischen den religiösen und kirchlichen Partheiungen herrschenden Geiste und Tone, ist Lieblosigkeit keineswegs der Charakter unserer Zeit. Niemand von uns dürfte das behaupten, ohne schweren Undankes sich schuldig zu machen. Ja, die Liebe waltet vielleicht als leitendes Gesetz jetzt allgemeiner, als jemals. Allein, auch an ihr endlich, wie sie in unsern Tagen sich erweist, kann uns im Allgemeinen ein bedeutender Mangel nicht verborgen bleiben. Es fehlt der Liebe an heiliger Gluth. Das ist das vierte von den Zeichen der Zeit.

Wir wollen nicht blind sein dafür, daß die Gegenwart reich ist an Einrichtungen und Anstalten, welche nur aus dem Geiste der Liebe hervorgehen konnten, und nur im Dienste desselben unterhalten werden können. Wir haben weit und breit milde Gesetze und Obrigkeiten, welche Menschenrecht anerkennen und Menschenwohl fördern; wir haben mannigfache öffentliche Vorkehrungen, Nahrung und Fortkommen zu begründen, häuslichen Frieden und Wohlstand zu sichern, den Druck des Mangels und der Noth zu erleichtern; wir haben gastliche Dächer für Arme und Kranke, für Wittwen und Waisen, für Taube und Blinde, für Unmündige und Verwahrloste; wir haben Gesellschaften und Vereine zur Verbreitung leiblichen und geistlichen Segens, zur Abhülfe von

äußern und innern Bedürfnissen. Ja, und das Alles findet auch vielfach und allgemein Anklang und Theilnahme, freundliche Gönnerschaft und milde Beisteuer, rege Mitwirkung und lobende Anerkennung. Unsere Zeit darf sich rühmen, daß sie keiner von den Pflichten uneingedenk sei, welche im Staats- und Gemeinwesen die Liebe gebietet.

Dennoch, — dennoch ist die Liebe unserer Zeit, im Ganzen betrachtet, nicht jenes heilige Feuer, welches der Erlöser in seiner Christenheit entzünden wollte; nicht jene überirdische Kraft, welche zu jeder Aufopferung und Selbstverleugnung fähig macht; nicht jener großartige Aufschwung des innern Lebens, durch welchen die Menschennatur in der Gottheit aufgeht; nicht jenes Eine, welches der Apostel das Größeste nennt; nicht die reife köstliche Frucht des Geistes, welchen der Gekreuzigte vom Vater sandte; nicht der unwiderstehliche Drang, welcher die Boten des Evangeliums in die feindliche Welt hinaustrieb; nicht die ächte Himmelstochter, welche die Welt hingiebt, weil sie den Himmel als sicheres Erbe hat! Nein, von dieser ist die Liebe unserer Zeit nur ein schwacher Abglanz.

Man hat die Gebote der Liebe gesammelt, und übt sie mit lobenswerthem Gehorsam; aber nicht aus innerem Drange der Liebe. Unsere Zeit, möchte ich sagen, geht, wie in allen Stücken, so auch in ihren Liebeserweisungen fabrikmäßig zu Werke; das Ganze ist wohl im Ganzen, aber das Einzelne wetteifert nicht selbstthätig mit dem Einzelnen. Man thut mechanisch, was ein allgemein verbreitetes Pflichtgefühl gebietet; aber man ist nicht so recht mit ganzer Seele dabei.

Man steuert bei, man hilft, man wirkt zum allgemeinen Besten; aber man fühlt das Herz nicht brennen vor Verlangen, immer mehr zu wirken, und wenn es sein müßte, Alles zu geben für das allgemeine Wohl. Man entbehrt und opfert auf; aber man thut's ohne jenen heiligen Trieb, welcher die ersten Christen zwang, all' das Ihrige zu den Füßen der Apostel zu legen. Man duldet und leidet; aber man thut's nicht wie die Apostel, welche sich freueten, als sie würdig erfunden worden

waren, um Christi willen Schmach zu leiden. Genug, wollen wir ein Gottesurtheil vernehmen über diese Zeit, — es steht geschrieben im Buche der Offenbarung: Ich weiß deine Werke und deine Arbeit und deine Geduld, — aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest, d. h. der heiligen Gluth der Liebe entbehrst.

Ob und warum Gott Tage der Heimsuchung schicken werde, welche diese Gluth von Neuem anfachen und den gebundenen Geist der Liebe entfesseln, — wie denn im Laufe der Jahrhunderte oft solche Tage der Heimsuchung da gewesen sind, — wer will es weissagen? — Aber merket, meine Freunde: für uns, die Einzelnen, ist jeder Tag ein solcher Tag der Heimsuchung. In dem Lichte laßt uns jeden erkennen, jeden nützen. Wie es denn überhaupt Jedem von uns durch Gottes Gnade gegeben ist, in den Gefahren dieser Zeit Schutz, für ihre Mängel Abhülfe, für ihre Bedürfnisse Befriedigung zu finden. Der ewig gegenwärtige Erlöser gewährt uns das Alles. Und halten wir treu zu ihm, so wird der unkirchliche Sinn der Welt uns nicht hinreißen, so wird der Unfriede in der Kirche den Frieden aus unserer Seele nicht rauben, so wird die Gehässigkeit des Partheiwesens unsere Gesinnung nicht anstecken und verderben, so wird der herrschende Kaltsinn unsere Liebe nicht erkälten. — Segne denn dieß neue Gnadenjahr, Herr über Zeit und Ewigkeit, daß es uns wachsen lasse in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi, bis wir herankommen zu dem vollkommenen Mannesalter in ihm! Amen.

V.

Stimme der verjüngten Natur.

Am Sonntage Cantate 1839.

Gnade sei mit euch, und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Andächtige Freunde.

Es war wohl vorzugsweise die Betrachtung der Natur, und der in derselben sichtbaren Veränderungen und Bewegungen, wodurch diejenigen Völker, die sich keiner besondern Offenbarung erfreuen, den Gedanken einer Gottheit denken lernten; und so finden wir denn in den Gebilden des heidnischen Himmels genau die höchsten wirkenden Ursachen der irdischen Erscheinungen wieder. Die Betrachtung der Natur gilt noch jetzt Vielen für die hauptsächlichste, ja die einzige Quelle des Glaubens an eine höhere Welt; darum kennen sie Gott nicht anders und nicht weiter, denn als den allmächtigen Schöpfer, Erhalter und Regierer Himmels und der Erde.

Daß ein solches Wissen von ihm nicht ausreiche zu unserm Heile, das hat Gott selbst am kräftigsten bezeugt, als er im Sohne sich offenbarte; und es darf dagegen wohl am wenigsten an dieser Stätte ein Zweifel erhoben werden. Als die Zeit erfüllet war, mußten die Götter des Heidenthums dem Gotte in Christo weichen. In einem Jeden von uns muß, wenn seine Zeit erfüllt ist, die stückweise Erkenntniß weichen vor der vollen Erkenntniß Gottes in Dem, der Eins war mit dem Vater.

Allein, so gewiß Christus der Vollender unseres Glaubens und der einzige Born der vollen göttlichen Wahrheit ist, so gewiß würden wir ihn, und Den, der ihn sandte,

schlecht verstehen, wenn wir, um nichts zu wissen, als Jesum den Gekreuzigten, es nun verschmähen wollten, aus jenen Quellen des Glaubens zu schöpfen, die Gott von Anbeginn der Menschheit eröffnet, wenn wir, um allein Christi Stimme zu folgen, geflissentlich alle die Stimmen überhören wollten, durch welche Gott seit dem Schöpfungsmorgen bis heute sich aller Welt nicht unbezeugt gelassen hat.

Meinet nicht, andächtige Freunde, ich deute hier auf eine Gefahr hin, die in der That gar nicht vorhanden, — ich spreche hier eine Warnung aus, die ganz unnöthig sei. Es giebt allerdings eine einseitige und beschränkte christliche Gotteserkenntniß und Gottesverehrung; es hat eine solche zu allen Zeiten gegeben. Ihr findet sie da, wo man die Werke der Gnade preist, und daneben die Werke der Allmacht verachtet oder blind gegen dieselben ist; da, wo das Knie sich beugt vor dem Kreuze, dem Todeswerkzeuge des Erlösers, und das Herz kalt und unergriffen bleibt bei dem Anblicke des großen Sternenkreuzes, das den Himmelsbogen prächtig schmückt. Ihr findet ein einseitiges Christenthum da, wo Alles, was bei der sichtbaren Kirche nicht in ganz augenfälligem Zusammenhange steht, schon darum als weltlich und ungöttlich betrachtet wird; da, wo das Evangelium, das lebendige, in einem starren Kreis von Glaubenssätzen und Glaubensformeln eingezwängt erscheint, der durchaus keine Bewegung in der Entwickelung des Geistes der Zeit theilen will. — Wohl ist es unser Bekenntniß: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit; wohl ist es ein herrlicher Gewinn um dieß Evangelium, und wir sprechen mit dem Apostel: Wo ein Engel vom Himmel ein anderes uns predigen wollte, der sei verflucht. Aber eben wenn wir an diesem einigen Evangelium halten, sind wir nichts weniger, als einseitig. Alles ist euer, läßt uns der Herr durch seine Apostel verkündigen. Es ist Alles euer. Ihr aber seid Christi. Christus aber ist Gottes! Christus ist nur die Vollendung aller der Stimmen, die zu Gott uns rufen. Sie sollen vor ihm nicht verstummen,

vielmehr in ihm vernehmlicher zu uns reden, in ihm von uns erst recht verstanden werden.

Alles ist euer! Dieses Reichthums des Christen eingedenk zu sein und ihn zu nützen, dazu, meine Lieben, enthält die gegenwärtige Zeit eine ganz besondere Aufforderung; ich meine die gegenwärtige Zeit, insofern in ihr die bedeutsamsten Abschnitte des kirchlichen und des natürlichen Jahres, und somit die Höhepunkte des kirchlich christlichen und des natürlich menschlichen Gottesbewußtseins zusammenfallen; jener in der Betrachtung der Leiden, des Todes und der Auferstehung des Herrn, seines Hingangs zum Vater und der Ausgießung des von ihm verheißenen Geistes; dieser in dem Auferstehungsfeste der Natur. Hier, wie dort, findet das andächtige Gemüth eine reichere Nahrung, als sonst. Und wie wir denn nun geschöpft haben, und noch fort und fort schöpfen aus der Quelle einer festreichen Zeit, so laßt uns heute einmal aus dem Kirchenjahre hinaustreten in das natürliche Jahr, und die Stimmen vernehmen, mit welchen der Frühling zu uns redet.

Text Ps. 104, V. 30.

„Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und erneuerst die Gestalt der Erde.“

Das Lob Gottes aus dem Buche der Natur ist es, welches in diesem herrlichen, euch wohlbekannten Psalme sich ausspricht. Und welch ein Lob! Wie warm, wie erhaben, wie begeistert, wie gewaltig! — Wohlan, Mitchristen, lasset uns beginnen, wie der fromme Sänger beginnt, mit dem Zurufe an uns selbst: Lobe den Herrn meine Seele! und dann mit einander in dieser Stunde vernehmen:

Stimmen der verjüngten Natur.

Gott aber segne unsere Andacht, auf daß wir auch heimkehren mögen von diesem Orte mit dem Schlußworte von Davids Liede: Lobe den Herrn meine Seele. Halleluja!

1.

Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und erneuerst die Gestalt der Erde. — Die letztern Worte sind es, an welche wir den ersten Theil unserer Betrachtung knüpfen.

Erneuerung des Alten, das ist das Erste, was der Frühling uns zeigt, und zwar Neues aus dem Alten nach dem höchsten Maßstabe. Leben aus dem Tode. Leben aus dem Tode im Reiche der Natur. Es giebt fast kein anderes Wort zur treffenden Bezeichnung des ungeheueren Wechsels, der hier vor sich geht. Aber laßt uns nicht stehen bleiben bei der Bezeichnung und Benennung dieser beiden Zustände. Laßt uns tiefer blicken und fragen: welch ein Tod? welch ein Leben? welch ein Uebergang von dem Einen zum Andern?

Welch ein Tod, der Tod des Winters? Ein Scheintod, eine starre Ohnmacht der Natur, die nur des Frühlingshauches bedarf, um zu einem vollen, gesunden Leben zu werden. Wir vernehmen keinen Puls der Erde; aber das Herz schlägt leise fort. Die Werkstätte der geheimnißvollen Kräfte bleibt in Thätigkeit, wenn auch dem menschlichen Auge mit des Herbstes spätgereiften Trauben die letzten Spuren dieser Thätigkeit entschwinden. Wenn der Odem Gottes dahin fährt über den großen Kirchhof, dann thun die Gräber sich auf, und tausend und aber tausend Stimmen werden laut: Wir waren nicht todt, wir schliefen nur!

Und welches ist der Hergang dieser Erneuerung? Wie ist der Uebergang vom Tode zum Leben beschaffen? Unsere Sinne erkennen ihn meist anders, als er ist. Wenige Wochen, oft wenige Tage, — und die Erde hat, unbelauscht von uns, ihr Festkleid angethan. Ein lauer Regen, von wärmenden Sonnenstrahlen gefolgt, — und der grünende Wald hat uns überrascht; wir sehen, wie das junge Leben hervorgebrochen ist aller Orten, und sprechen: Der Frühling ist da! Wie ist nun Alles auf einmal so verändert! — Aber was wir plötzlich sehen, das ist darum an sich nicht plötzlich. Es

sind nicht Riesenschritte, nicht Sprünge, welche die Natur in der Entfaltung ihres Lebens macht, es ist derselbe ruhige und allmähliche Gang, wie sie immerfort ihn gehet. Wie es in ihr keinen Tod giebt, so giebt es in ihr auch keinen eigentlichen Anfang des Lebens. Wenn wir den Frühling sehen, so war er längst schon vorbereitet, längst schon da; wenn der Baum noch dürr und greisenhaft erscheint, so fließt längst schon jugendliches Blut in seinen Adern; und in regelrechtem, langsam sicherem, ewigem Kreislauf, wie die Kräfte gähren im Innern der Erde, so dringen sie hervor in tausend Formen, vor unsern Augen eine neue Schöpfung.

Endlich diese neue Schöpfung, dieß junge Leben selbst, — wie sollen wir es nennen? kraftvoll und üppig, oder zart und schwach? Beides mit gleichem Rechte. Es ist ein kräftiges Leben, das die verjüngte Natur uns zeigt; ein Leben, durch welche sie gleichsam beurkunden will, sie sei stärker im Schaffen und Aufbauen, als im Zerstören und Vernichten. Welch eine Staunen erregende Kraft, mit welcher der zarte Sproß des Baumes harte Rinde dehnt und sprengt! Welch eine unwiderstehliche Gewalt, mit welcher der schwache Grashalm die dichte Erdscholle durchbricht, den Stein von seines Grabes Thür wälzt! — Und dennoch, wie zart ist das junge Leben, wie hülflos, wie bald vernichtet, wenn nicht der Odem Gottes, der es hervorrief, es auch förderte und mehr und mehr erstarken ließe. Eine nächtliche Wiederkehr des entflohenen Winters, und tausend Zeugen der schaffenden Naturkraft neigen vernichtet das Haupt, und Gefilde des Lebens sind in Todtenfelder verwandelt. Ja nur ein Stocken im Fortgange gewisser äußerer Einflüsse, und kümmerlich und elend müßte enden, was üppig begann. Die Frühlingssonne steigt und steigt; sie muß hinauf zu den Sternenbildern der Sommerhöhe, und was sie in's Leben rief, muß mit ihr steigen und wachsen. Der Keim muß das Blatt entfalten, das Blatt muß die Knospe enthüllen; die Knospe muß zur Blüthe werden, und auch die Blüthe kann nicht bleiben, sie strebt nach Vollendung in der Frucht, getrieben vom Odem Gottes. Und

wo dieser Odem hinweggenommen würde, da wäre kein Fortbestehen möglich, da müßte wieder zu Staub werden, was vorher Kraft und Lebensfülle war.

Stimmen, die zu Gott uns riefen, wollten wir vernehmen in der verjüngten Natur; und zwar zu Gott, wie er in Christo sich geoffenbart hat. Fürwahr, solche sind es! In Christo verehren wir ja Gott als den Schöpfer und Erneuerer des sittlichen Lebens. Und seht, sein Odem schafft und verjüngt ganz auf dieselbe Weise, wie in der Körperwelt, so in der Welt der Geister. Frühling und Wiedergeburt, das sind Wunder gleicher Art. Hier wie dort derselbe Tod, dieselbe Auferstehung, dasselbe Leben.

Derselbe Tod im menschlichen Geiste, wie in der Natur, d. h. mit andern Worten: es giebt keinen sittlichen Tod. So weit der Geist unserer Beobachtung zugänglich ist, so lange er wohnt in seinem uns sichtbaren Werkzeuge, so lange können die Kräfte, mit denen ihn Gott ausgerüstet hat zum Dienste in seinem Reiche, so lange können die sittlichen Kräfte nur schlafen, nie vernichtet sein. Die heilige Schrift allerdings redet von einem Tode, dem Solde der Sünde, dem Ende des Lebens in Gott, der Vollendung des ungöttlichen Strebens im Menschen; aber einen Tod ohne die Möglichkeit des Auflebens, eine Finsterniß, in die kein Lichtstrahl mehr fallen, einen Winter, der nimmer zum Frühling werden könnte, einen solchen kennt sie nicht. Was sie sonst darstellt unter dem Bilde der Finsterniß und des Schlafes, davon nur ist es der höchste Grad, was sie Tod nennt, — die finsterste Finsterniß, der tiefste Schlaf; nicht ein Zustand ohne alles Leben, nein, nur ein Zustand ohne alle Lebenszeichen. Wie in der Natur noch verborgene Quellen des Lebens fließen, die zu seiner Zeit unter den erforderlichen Bedingungen hervorströmen; wie sie, ein Bild der Ohnmacht, dennoch Kräfte in sich nährt, die noch zur herrlichsten Entfaltung kommen, — so quillt in dem verstocktesten Gemüthe tief unten noch ein Quell der Wahrheit, so ist, was wir

sittlichen Tod nennen, nie ohne einen Keim des Lebens. Und wenn der Odem Gottes diesen Keim erwärmt, da kommt er zur Entfaltung, ja, da ist noch nichts verloren! Sehet da im Frühlinge einen Prediger der Hoffnung, der Liebe! Es liegt kein Geist so tief im Grabe, daß wir die Hoffnung des Erwachens aufgeben, es ist kein Mensch dem Bösen so ergeben, daß wir die Liebe, die dem Göttlichen gebührt, ihm ganz versagen dürften. Ach, wir sind leider meist zu voreilig im Aufgeben; wir sind meistens zu schnell bei der Hand mit dem Urtheil: Dieser oder Jener sei ein gänzlich verlorener Mensch. Nein! Verloren ist Keiner, so lange diese Gnadenzeit währt. O, gebt darum Keinen verloren, auf welchen euch ein Einfluß vergönnt ist. Das Göttliche in ihm ist nicht todt, es schläft nur, und wenn ihr erhört werdet, ihr könnt noch die Herrlichkeit Gottes an ihm sehen. — Es ist wohl Keiner unter uns, meine Freunde, an welchem in diesem Sinne das Wunder der Auferweckung erst noch geschehen müßte. Wenn aber der Tod des Winters erst da aufhört, wo das Leben des Frühlings sichtbar wird; wenn das Leben in Christo erst da beginnt, wo es an's Tageslicht kommt, ja, dann redet die verjüngte Natur auch wohl zu Manchem von uns erst noch als eine Stimme der Hoffnung. Aber als die Stimme einer gewissen und zuverlässigen Hoffnung. Mag auch in Dir der neue Geist die alte winterliche Hülle erst gedehnt, noch nicht gesprengt haben, mögen auch deine Blüthen noch nicht prangen in dem großen schönen Garten der gläubigen Christenheit, mögen sie auch Spätblüthen werden darin, — du bist darum nicht todt. Fühlst du doch, daß es sich regt in dir: — das ist der Odem Dessen, der die Gestalt deiner Seele erneuern will; fühlst du doch in dir Kraft und Widerstand: — das ist das Ringen des Neuen mit dem Alten; hast du doch Thränen der Wehmuth und des Schmerzes, daß Gott so lange harrt: — das sind die Säfte des jungen Lebens. Getrost! laß nur die Gnadensonne höher steigen! Auch dein Frühling wird hereinbrechen!

Daß du aber nur keinen plötzlichen Frühling erwartest! Es giebt, wie in der Natur, so auch im sittlichen Leben kein

Vorgreifen, keinen schroffen Wechsel. Regelmäßige Entwickelung unter innern und äußern Einflüssen, das ist hier wie dort eine Wirkungsweise des göttlichen Odems. Wohl findet dabei eine unendliche Verschiedenheit statt. Einer geht schneller und kommt eher an's Ziel, als der Andere; Einer kämpft hurtiger und siegt früher, als der Andere. Denn theils sind schon die sittlichen Anlagen selbst, theils die Einflüsse, unter denen sie geweckt und gebildet werden, ganz verschieden. Ist doch auch der Durchbruch des Pflanzenlebens ein anderer aus lockerem, ein anderer aus hartem Boden, und das Gedeihen desselben ein anderes im Sonnenlichte, ein anderes im Schatten. Aber das steht fest: die Grenze zwischen Tod und Leben, zwischen Welt- und Gottesreich ist nicht mit einem Schritte übersprungen; der neue Mensch besiegt den alten nicht mit einem Schlage. Es gilt ein stetiges Fortschreiten, Fuß vor Fuß, es gilt ein regelrechtes Kämpfen, Schlag auf Schlag. Und so redet denn die verjüngte Natur zu uns auch belehrend und warnend. Sie warnt vor einem kranken Wunderglauben, vor einem müßigen Harren auf den Geist, auf den belebenden Odem Gottes. Erwarten wir nicht, daß der Geist Wohnung nehmen werde in uns, wenn wir, statt mehr und mehr zu räumen, die Hände in den Schoß legen. Erwarten wir nicht einen gewaltigen, unwiderstehlichen Zug Gottes, wenn wir taub bleiben, wenn er zweimal, dreimal leise uns zum Sohne ruft. Und wo uns so eine Wiedergeburt in Christo ohne vorangegangene Wehen, wo uns so ein plötzliches Erwachen aus dem Tode der Sünde entgegentritt, — sei es an uns selbst, oder an Anderen, — da ist ein gerechtes Mißtrauen an seinem Orte. Oft dünkt uns im andächtigen Aufschwunge einer Stunde, als ob ein neues Leben, das rechte, nun uns aufgegangen sei, als ob wir's nun errungen hätten. Es ist Selbsttäuschung, wenn diese Stunde eine unvorbereitete war. Oft und viel hören wir von einem Durchbruch der Gnade reden, wo die Gnade noch gar nicht gerungen hatte mit dem natürlichen Verderben. Sehet zu, — laßt euch nicht täuschen! Der Herr hat's vorausgesagt, daß Viele in seinem Namen kommen würden, ohne

seinen Geist. Christus sei es, so schreien sie, Christus, der ihnen lebendig geworden, und die Zeit sei für sie herbeigekommen. — Prüfet zuvor, ehe ihr glaubt!

Ja, nicht der Uebergang allein zu dem Leben in Christo, auch das Leben selbst ist und bleibt ein Werdendes. Es ist fort und fort an die Bedingungen gebunden und von den Einflüssen abhängig, die es hervorriefen. Was vom Geiste geboren ist, muß ein Kind des Geistes bleiben, und wo es mündig und selbstständig auftreten wollte dem Erneuerer gegenüber, da würde es der Blume gleichen, die zum Hauche des Lenzes spräche: ich bedarf nun deiner nicht mehr. Und eben weil dieß Leben nur zur Vollendung hinstrebt, so bleibt es auch, — denn nur das Vollendete und Abgeschlossene trotzt der Vernichtung, — fort und fort der giftigen Ansteckung ausgesetzt, der Vernichtung fähig. Und so ist seine Kraft und Fülle keine andere, als die des Frühlingslebens. Es trägt, wie dieses, Schätze in sich, die für die Zukunft, für einen Sommer berechnet sind, und mit dem Fortschritte der Zeit reicher und reicher sich enthüllen. Es ist, wie dieses, stark im Ueberwinden. Es hebt sicher die Lasten der Welt, die es niederdrücken, es durchdringt unwiderstehlich die Massen, die es einengen. Aber eben nur, weil und insoweit es ein Leben aus Gott und in Gott ist. Vermindert seinen Odem und ihr habt ein kümmerliches, krankes Fortbestehen; nehmt seinen Odem hinweg, — und ihr habt hier, wie in der Natur, Stillstand, Rückschritt, Auflösung! — Darum, mein Lieber, der du frohlocken kannst, das Alte an dir sei vergangen, es sei Alles neu geworden, — preise Ihn, der dich berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht; aber halte, was du hast, mit Wachen und Beten, halte, was du hast, damit dir Niemand deine Krone raube. Ja, wachse in der Gnade. Wachsen mußt du! Denn das gute Werk an dir ist noch nicht vollendet, es ist erst ein begonnenes. Du stehst noch in der Frühlingszeit der Gnade. Sorge nur, daß du Früchte habest in den Tagen des Herbstes!

2.

Das ist das Wesen des Frühlingslebens, wie es von dem großen Erneuerer in der natürlichen wie in der sittlichen Welt verbreitet, geweckt, gefördert, und seiner Vollendung entgegengeführt wird. Laßt uns aber, meine andächtigen Freunde, nun auch nach den Formen dieses Lebens fragen, und hier eine zweite Stimme der verjüngten Natur vernehmen. Du lässest aus deinen Odem, und sie werden geschaffen; das ist die erste Betrachtung des frommen Sängers, und an diese Worte knüpfe sich der zweite Theil der unsrigen.

Sie werden geschaffen, die vielen Werke der Allmacht Gottes, die zahllosen Zeugen seiner Herrlichkeit. Und seine einige Kraft ist es, die sie in's Leben ruft; ein Odem, sein Odem, der in all' den verschiedenen Lebensformen weht. Einheit in der Mannigfaltigkeit zeigt uns der Frühling.

Die letztere, die Mannigfaltigkeit, wahrzunehmen, dazu, meine Freunde, bedarf es keines Winkes, sie anzustaunen, dazu bedarf es keiner Aufforderung. Wir haben sie wahrgenommen, wir haben sie angestaunt bei unsern Kinderspielen; wir haben gelesen in dem großen Buche, das in tausend Zungen geschrieben ist, im Buche der Natur, noch ehe wir einen Sinn ahneten in den wunderbaren Schriftzügen. Und noch alljährlich lesen wir darin, und staunen über das bunte Leben auf Wiesen und Feldern, in Wäldern und Gärten.

Ja, ihr seht wenig, wenn ihr nur die Mannigfaltigkeit seht. Je mehr ihr seht, desto beschränkter ist euer Blick. Wollt ihr den Frühling recht verstehen, so müßt ihr im Tausendfältigen das Einfache, in der unendlichen Mannigfaltigkeit die Einheit finden. Das ist der nothwendige Gang, den der forschende Gedanke nimmt. Tausende von Einzelwesen verbindet er zu einer Gattung, und nun hat die eine Gattung auch nur Ein Gesetz, statt tausend Gesetze. Der gleichartigen Entwickelung in den verschiedenen Bereichen der Natur muß eine gemeinsame, gleiche Regel zu

Grunde liegen. Thierreich und Pflanzenreich, in beiden ein und derselbe Lebenstrieb, nur in verschiedener Weise sich äußernd. So fällt eine Scheidewand nach der andern, so schwindet eine Grenze nach der andern, und wenn es dem Menschengeiste vergönnt wäre, in's Innerste der Natur zu blicken, er würde staunen, er würde sich entsetzen vor der Einfachheit des Getriebes, das draußen ein so wunderbar buntes Leben in Bewegung setzt. Ein einziges Grundgesetz, eine Urkraft, die aus der Palme des Südens das üppige Riesenblatt und aus der Hochlands-Tanne die dürre Nadel treibt; die das Moos hervorbringt und die Ceder wachsen läßt; die die Koralle ansetzt, und den Adler gebiert; die das Senfkorn schwellt, und Gestirn um Gestirn, Welt um Welt schwingt in ungeheuerer Riesenbahn! Und diese eine Urkraft — der Odem Gottes!

O, es ist ein großer Gedanke, daß ein Hauch von dieser Kraft auch uns beseelt! Und zwar ein edler Hauch. Denn auch in der unendlich mannigfaltigen Geisterwelt ist es die Kraft Gottes, die da treibt und schafft; auch im sittlichen Leben ist es der eine Odem Gottes, der in tausend und aber tausend Formen sich kund giebt und sichtbar wird.

Das Sichtbare, die Mannigfaltigkeit, sei es, was wir auch hier zuerst betrachten wollen. Sie ist noch größer und reicher, als die der natürlichen Welt. Wenn dort kein Blatt dem andern gleicht, so gleicht hier kein Gedanke dem andern. Wenn dort Geschlecht und Gattung und Art in sanften Uebergängen zwar, aber doch wirklich sich scheiden, so ist hier Alles nur ein großer Uebergang, und keine, auch nicht die schwächste Grenze mehr erkennbar. Denn dort, im Reiche der Natur, herrscht blinder Gehorsam; hier aber, im Reiche der Geister, Freiheit. Dort treibt der Odem Gottes Geschöpfe hervor, die mit Nothwendigkeit sich entwickeln; hier verherrlicht er sich in sittlich freien Wesen. — Aber gerade dieser Unterschied bringt für unsere vergleichende Betrachtung noch einen zweiten mit sich, den nämlich, daß es im Reiche der Geister Unkraut giebt, im Reiche der Natur keines. Unkraut im Reiche der Natur, —

das ist ein Unding. Unkraut, das ist ein Name, den der Mensch erfand, da er sich als den Herrn der Schöpfung fühlen lernte und den Maßstab seines Nutzens an Gottes Natur anzulegen begann; ein Name, den er nach diesem Maßstabe bald gelten läßt, bald widerruft, und desto öfter und sicherer widerruft, je tiefer er forscht in den Geheimnissen der Natur. Denn was sie hervortreibt, das sprießt mit Nothwendigkeit, und wo Nothwendigkeit ist, da ist ein Gesetz, und das Gesetz ist der Odem Gottes, und Gottes Creatur ist allesammt gut, wie sie gut war vom Anbeginn, da er sie ansah. Aber im Reiche des sittlichen Lebens, da giebt es Unkraut, eben weil hier Freiheit ist neben dem Gesetz, und mit der Freiheit Abweichung vom Gesetz, und damit Unordnung, die nicht aus Gott, nicht eine Aeußerung seines Odems sein kann. — Woran wir hier das Unkraut unterscheiden? Die Offenbarung lehrt es uns. Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind. Daran sollt ihr den Geist Gottes erkennen: Ein jeglicher Geist, der da bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchrists, von welchem ihr gehört habt, daß er kommen werde; und er ist gekommen, und ist noch jezt in der Welt. — Jesus Christus, der Prüfstein des Lebens in Gott, an dem der Herzen Gedanken offenbar werden. Welcher Geist in ihm nicht Den erkennt, der da kommen sollte, welcher Geist in ihm nicht finden kann und finden will, was zum Frieden dient, — welcher Geist nicht in ihm die Vollendung des Lebens und das Ziel des eigenen Strebens sieht, welcher Geist sich ihm, wie er ist, und seiner sittlichen Regel nicht befreundet fühlt im Innersten, — derselbige Geist ist nicht aus Gott. Was ihr aber nach diesem Abzuge, nach dieser Ausscheidung übrig behaltet, das ist nicht Unkraut, — und ihr behaltet hier noch immer eine unendliche Mannigfaltigkeit übrig!

Und daß wir denn in diesem Kreise, — im Kreise

der Geister, die aus Gott sind, allezeit bedacht darauf wären, von der Mannigfaltigkeit hinaufzusteigen zur Einheit, d. h. anzuerkennen in den verschiedenen Lebensäußerungen den einen Lebenstrieb, den gemeinsamen Ursprung, die eine Urkraft, den Odem Gottes. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, nicht Zwang und Beschränkung. Und auf dem Schauplatze dieser Freiheit, o da herrsche Duldung, und mehr als das, — freie, lautere Bruderliebe, wie sie eines Geistes Kinder vereinen muß! — Ach, ich weiß es wohl, und ihr Alle wißt es, daß ich hier nur einen frommen Wunsch ausspreche, einen Wunsch, dessen Erfüllung, wenn anders menschliche Berechnung gilt, nicht wir, nicht unsere Kinder, nicht unsere Kindeskinder erleben werden. Die Christenheit gewährt heut zu Tage nicht den Anblick eines freien Geisterbundes, der zusammengehalten wird durch das Band der Duldsamkeit und Liebe. Es gährt in derselben an allen Orten; es herrscht Unfriede und Hader, und jede von den mancherlei Partheien und Richtungen behauptet von sich, sie allein führe das Schwert, das Christus bringen wollte, bringen mußte. Dort Angriff, hier Vertheidigung; dort Beschränkung, hier Widerstreben; dort Glaubens- und Gewissenszwang, hier Freigeisterei; dort Proselytenmacherei und hier Auswanderung; dort Verketzerung, und hier Verspottung; dort Ach- und Wehklage über das Verderben der Kirche, hier Geschrei über Pietismus und Lichtscheu; und vor all dem Getöse, wie es menschliche Beschränktheit, menschlicher Leichtsinn, menschliche Leidenschaftlichkeit fort und fort unterhält, da verhallt des Erlösers urchristlicher, göttlicher Gruß: Friede sei mit euch!

Friede sei mit euch! Laß den Gruß nicht in dir verhallen, theure Gemeinde. Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens! und werdet nicht irre an einander, wenn auch Christus auf verschiedene Weise unter euch Gestalt gewinnt. Hinweg mit jener Unduldsamkeit, die um kleiner confessioneller Abweichungen willen dem Nächsten die Bruderhand versagt; hinweg mit jenem unseligen Mißtrauen, das oft selbst die

edleren und bessern Geister einander verfeindet; hinweg mit jenem stolzen, thörichten Mitleiden gegen die, die angeblich draußen sind. Es ist ja Keiner draußen, der bekennt, daß Jesus Christus in's Fleisch gekommen. Jeder erbaue sich auf seinen heiligen Glauben, zweifle aber nicht, unter allerlei Volk, — unter Evangelischen und Katholiken, unter Altlutherischen und Unirten, unter Strenggläubigen und Denkgläubigen, — wer Gott fürchtet und recht thut, der sei ihm angenehm.

Ja, erhabener Gott! reich an Werken der Allmacht, reich an Werken der Gnade! groß in der Natur, groß und herrlich in Dem, den du gesandt hast! Wir wollen ahnen und horchen und unsere Herzen erweitern, ob wir dich mehr und mehr verstehen mögen in deiner Unendlichkeit. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, und du der einige Gott und Vater unser Aller, der du bist über uns Allen und durch uns Alle, und in uns Allen! in einem Jeglichen unter uns aber mächtig, als ein Gott der Gnade nach dem Maß der Gabe Christi. Lehr' einen Jeden von uns liebend umfangen die große, reiche Welt deiner Geister, wie wir liebend umfassen möchten die große herrliche Natur; und laß, wenn einst der Tag erscheint, wo auch dieser Hauch zurückkehrt zu deinem Odem, uns dich den Einen erkennen, wie du bist, und hier dich verherrlichst im unendlich Mannigfaltigen. Amen.

VI.

Fromme Blicke auf unseres deutschen Vaterlandes Vergangenheit und Zukunft am Schlusse seines ersten Jahrtausends.

Feier des Vertrags von Verdun am 8. Sonntage post. trin. 1843.

Gnade sei mit euch, und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Eine seltene Feier ist es, meine andächtigen Freunde, zu welcher wir heute an diesem Orte uns versammelt haben. Mit dem gegenwärtigen Monate läuft das tausendste Jahr ab seit dem Abschlusse des Vertrages von Verdun, welchen man als den Anfang eines deutschen Reichs betrachten kann, indem er die meisten bis dahin dem großen fränkischen Reiche einverleibten Stämme germanischen Ursprungs zu Einem Volke vereinigt unter Eines Fürsten Herrschaft stellte. Seit mehreren Jahren schon haben nun hier und dort einzelne Stimmen an jenen Vertrag erinnert und auf die Nothwendigkeit oder Schicklichkeit einer Feier desselben hingewiesen. Auch der König, unser Landesherr, hat diese erkannt, und frommen Sinnes geboten, daß in allen deutschen Gemeinden der preußischen Monarchie an dem heutigen Vormittage des tausendjährigen Bestehens Deutschlands gottesdienstlich unter Gebet und Lobgesang gedacht werden soll.

Es ist uns dabei freigestellt worden, das Gebet von der Predigt zu trennen, oder in unmittelbare Verbindung mit derselben zu setzen. Wenn ich das Letztere erwähle, und meinen

Vortrag durchgängig auf den Gegenstand der Feier beziehe, so geschieht das aus Besorgniß, es möchte vielleicht ein großer Theil von euch von der Bedeutung dieses Tages nicht in dem Maße überzeugt und durchdrungen sein, dessen es bedarf, wenn wir nicht eine laue Feier und ein Gebet ohne Geist halten wollen, — und in der Absicht, die weniger Eingeweiheten erst in das nöthige Verständniß der Sache, und damit in die erforderliche Stimmung einzuführen. —

Fern ist es übrigens von mir, über diejenigen, denen solche Stimmung noch fehlt, hiemit einen Tadel aussprechen zu wollen. Nein, meine Freunde, auch das patriotische Gemüth wird nicht mit der Gewalt der Unmittelbarkeit von der Bedeutung des heutigen Tages sich ergriffen fühlen, sondern, um diese zu empfinden, erst einer nähern Betrachtung und Reflexion sich hingeben müssen. Wenn ihr einen Geburtstag, eine silberne Hochzeit, ein Amtsjubiläum feiert, so braucht euch freilich Niemand erst deutlich zu machen, was ihr eigentlich wollt; die durchlaufene Gnadenzeit liegt übersichtlich vor euch da, und die Erfahrungen derselben drängen und treiben unwiderstehlich: Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan, wie er mit Gnade und Barmherzigkeit dich gekrönt hat. Ja, indem ihr zu einem Säkularfeste euch versammelt, so mag der Gedanke, daß eure Großeltern noch Zeitgenossen des von euch gefeierten Ereignisses waren, euch ein natürliches und lebhaftes Interesse an diesem geben. Aber mühsamer, als auf die Höhepunkte des häuslichen und amtlichen Lebens, erhebt sich der Blick auf die Epochen der Völkergeschichte, und schwieriger, als durch den Raum eines vergangenen Jahrhunderts, folgt das Gemüth mit seinen Regungen dem Gedanken über das unermeßliche Feld eines Jahrtausends — eines Zeitraumes, der mehr denn Dreißigmal die Welt erneuet, die Menschheit wieder geboren hat, und in seiner weitesten Ferne Sitten und Gebräuche, Einrichtungen und Anstalten, Ideen und Interessen uns zeigt, die uns fremd geworden sind bis zur Unkenntlichkeit.

Dazu kommt noch, daß dem deutschen Volke seit langer Zeit nichts dargeboten worden ist, wodurch es mit dem Gedanken einer Feier, wie die heutige, vertraut gemacht, und dieser in ihm hätte genährt werden können. Die durch vereinte Kraft im Jahre 1813 gelungene Abschüttelung des schmählichen Joches, welches ein fremder Zwingherr uns aufgelegt hatte, war nach langer Zeit das erste, und ist bis daher geblieben das letzte Ereigniß, welches dem in den Deutschen lebenden Bewußtsein der Einheit Veranlassung zu einem gemeinsamen freudigen Ausdrucke geben mochte. Seitdem ist es wieder jedem einzelnen Staate, und so auch dem unsrigen, überlassen geblieben, je nach seinen besonderen Bedürfnissen und Grundsätzen jenes damals geweckte Bewußtsein wach zu erhalten, oder einschlummern zu lassen, — bis jetzt unser König selbst daran mahnt, daß wir in unserm Gebete nicht blos „Unser und aller königlichen Länder," sondern des ganzen deutschen Vaterlandes gedenken sollen.

Kurz, einer Vorbereitung und Anschickung des Gemüths bedarf das Gebet, zu welchem wir uns heute vereinigen; und als solche möge uns denn die gegenwärtige kurze Betrachtung dienen, welche wir anknüpfen an

1. B. Kön. VIII., 57. 58.

Der Herr, unser Gott, sei mit uns, wie er gewesen ist mit unsern Vätern. Er verlasse uns nicht, und ziehe die Hand nicht ab von uns; zu neigen unser Herz zu ihm, daß wir wandeln in allen seinen Wegen, und halten seine Gebote, Sitten und Rechte.

Wohl dürfen wir sagen, es war auch der Wendepunkt zweier Jahrtausende, den der König Salomo sammt seinem Volke feierte, als er bei Einweihung des von ihm erbauten prachtvollen Tempels unter andern die so eben verlesenen Textesworte aussprach. Das eine der Vergangenheit ange-

hörige Jahrtausend reichte rückwärts bis auf Abraham, den ehrwürdigen Patriarchen, den das jüdische Volk noch heut zu Tage rühmend seinen Stammvater nennt; ein Zeitraum, überaus reich an großen, für die Israeliten hochwichtigen Ereignissen, — glücklichen und unglücklichen, wie wir sie in den Geschichtsbüchern des Alten Testaments verzeichnet finden. Auf diesen Zeitraum nun blickt der weise Fürst, dem es vorbehalten gewesen war, sein Volk auf den Gipfel der Macht zu führen, in der feierlichen Stunde der Weihe zurück, und überschauend die wunderbaren Wege, welche unter der Leitung einer höhern Hand dieß Volk bisher gegangen ist, erkennt er klar, und spricht er dankend aus: Der Herr, unser Gott ist mit unsern Vätern gewesen. — Vor ihm aber hebt sich ein neues Jahrtausend aus dem Schoße der Zeit, — die Periode von ihm selbst, dem weltlichen Friedensfürsten, bis zu Dem, der da kommen sollte, dem andern Könige Israels, dem Gottgesandten, zu welchem wir singen: Mein Salomo, dein freundliches Regieren stillt alles Weh, das meinen Geist beschwert. Das Jahrtausend vermag der König, all seiner gepriesenen Weisheit, all seiner Gottesoffenbarungen ungeachtet, nicht zu überschauen. Dunkel, wie die Nacht, liegt es vor ihm, mit all seinem Wohl und Wehe, mit all seinen Freuden und Thränen, mit all seinen Jubelfesten und Greueln der Verwüstung. Darum, während der Rückblick Salomo's auf die Vergangenheit zum lauten Danke wird, so wird der Gedanke des Weisen und Gewaltigen an die Zukunft zur flehentlichen Bitte zu dem Allweisen und Allgewaltigen, vor welchem tausend Jahre sind wie ein Tag, und welcher nach unerforschlichem Rathschlusse die Loose der Völker wirft. Der Herr unser Gott sei mit uns. Er verlasse uns nicht, und ziehe die Hand nicht von uns ab.

Da ist uns denn nun, meine christlichen Freunde, der natürliche Gang unserer gegenwärtigen Betrachtung angedeutet. Es sei diese Stunde geweihet

frommen Blicken auf unsers deutschen Vaterlandes Vergangenheit und Zukunft am Schlusse seines ersten Jahrtausends.

1) Rückwärts schauend opfern wir Dank, daß Gott der Herr mit unsern Vätern gewesen ist.

2) Vorwärts blickend bringen wir Gebet und Fürbitte mit Salomo's Worten: Der Herr, unser Gott, wolle auch mit uns und unsern Kindern sein.

1.

In die Vergangenheit zuerst blicken wir und bekennen unter Danksagung, daß Gott mit unsern Vätern gewesen ist. Nicht in dem Sinne freilich, als ob das deutsche Vaterland durch eine heitere und glückliche Vergangenheit vor den übrigen Ländern des Erdkreises sich auszeichnete. Ach nein, mit größerem Rechte dürften wir vielleicht das Gegentheil behaupten. Denn obwohl die deutsche Geschichte unendlich reich ist an Schönem, Großem und Herrlichem, daran das Gemüth sich wahrhaft zu erquicken und zu erheben vermag, so giebt es doch kaum eine Noth und ein Elend, von welchem nicht dieser heilige Boden heimgesucht, so giebt es doch kaum eine Geißel, mit welcher nicht unser Volk gezüchtigt worden wäre. Keines der verflossenen Jahrhunderte, von dem Ludwig's an, der nach blutigen Fehden den Vertrag von Verdun schloß, bis zu dem gegenwärtigen, an dessen Schwelle ein gefeierter Dichter sang: „Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, und das neue öffnet sich mit Mord!" — keines ist in Frieden, in Ruhe, im Glück dahingegangen; jedes hatte seine Plagen, seine ausgesuchten, bittern Plagen, deren Summe vielleicht die Leiden jedes andern Landes überwiegt. Darüber wollen wir uns nicht täuschen; es leugnen wollen, hieße des Jahrtausends Abschluß mit einer Lüge feiern.

Dennoch, meine Freunde, steht es wohl fest, daß Gott mit unsern Vätern gewesen ist; und darin eben ist die Erweisung seiner gnädigen Hülfe an ihnen so groß und einzig, daß ungeachtet aller in den Büchern der Geschichte

aufgezeichneten Leiden und Bedrängnisse, ja zum großen Theil durch dieselben, Deutschland dahin gekommen ist, wo wir es gegenwärtig sehen; daß es heute nicht dem sterbenden Greise gleicht, der die Wehen des Lebens durchgekämpft hat, um nun in Todesschlafe von ihnen auszuruhen, sondern dem genesenden Manne, der den Schmerz seiner Wunden von Tage zu Tage weniger empfindet, im Gefühle der inwohnenden Lebenskraft. Diese Betrachtung ist es denn nun, die heute uns zum Danke erwecken, und selbst diejenigen unter uns, die den Lauf der Dinge im trübsten Lichte anzusehen gewohnt sind, mit dem mannigfachen Unheil der vorigen Zeit aussöhnen muß. Unser Volk hat sich nicht von dem Uebel überwinden lassen, sondern es hat bisher das Uebel kräftig überwunden. Laßt mich das jetzt in wenigen Hauptzügen euch vorhalten, dergestalt, daß ihr bei jedem Stücke Beides, das Uebel und die Ueberwindung, vor Augen habt.

Jedes Volk pflegt vor allen Dingen sich gern seiner politischen Selbstständigkeit zu rühmen; und mit Recht, denn diese ist die Mutter aller kräftigen, volksthümlichen Entwickelung. Wir stehen hierin keinem nach. Der Deutsche hat von jeher Mißhandlung dulden müssen von fremden Mächten; aber siehe, er trägt an diesem Tage kein fremdes Joch! —

Theils die natürliche Lage unseres Vaterlandes inmitten der europäischen Staaten, theils seine politische Stellung zu diesen, brachte es mit sich, daß die meisten Welthändel auf deutschem Boden ausgefochten wurden. Hier begegneten sich kämpfend die Nationen des fernen Ostens und Westens, des Nordens und Südens von Europa. Auf unsern Gefilden haben die Waffen der Schweden und Welschen, der Briten und der Türken ertönt; aus unsern Strömen haben die Rosse von jenseits des Ural und der Pyrenäen getrunken; nach unsern Städten sind die gewaltigsten Völkerschlachten benannt worden. Es ist kaum ein Volk auf dem Erdtheile, das nicht irgend einmal feindlich in dem Herzen Deutschlands gestanden, den Segen unserer Felder zertreten, die Werke unseres Fleißes zerstört, die Schätze unserer Kunst

geraubt, das Blut unserer Brüder vergossen, und, statt der Freiheit, mit Knechtschaft uns bedrohet hätte. Und oft schon war der traurige Tausch angenommen. Ja, mehr als einmal gab es kaum noch ein Deutschland, indem der größere Theil der knechtenden Macht oder dem überwältigenden Einflusse der Fremdlinge sich duldend gefügt hatte. — Und doch, was ist bisher, bis heute, das Ende gewesen aller solcher Bedrängnisse? Außer einem verhältnißmäßig kleinen Gebiete im Südwesten, welches wegen Mangel an entschiedenen Maßregeln von Seiten des deutschen Reichs der räuberischen Hand, die es genommen, preißgegeben blieb, — und einem verhältnißmäßig geringen Theile unseres Volkes im Nordosten, welches, auf dem Boden des Auslandes wohnend, auch den Druck einer auswärtigen, allem deutschen Wesen abholden Regierung tragen muß, — dieses Beides abgerechnet, steht das deutsche Volk da frei und selbstständig und unbezwungen von fremder Gewalt, lebend und webend in seiner eigenen Sitte, und redend in seiner eigenen Sprache, und verkehrend nach eigenem Recht und Gericht, unter Fürsten, die aus seinen Geschlechtern stammen und ihm angehören ihrem ganzen Wesen nach. Es steht da stark, groß und mächtig, und wirft zwei Stimmen unter fünf in die Wagschale, wo über die Gestalt der Welt berathen wird. Wie sollten wir bei diesem Anblicke heute nicht dankend bekennen, unter allen Stürmen sei doch der Herr, unser Gott, mit unsern Vätern gewesen? —

Das Dankgefühl zu nähren, laßt uns ferner gedenken, daß dem feindlichen Gelüste auswärtiger Völker von jeher die innere Uneinigkeit der deutschen Stämme, Stände und Staaten, zu Hülfe kam, und dessenungeachtet Deutschland heute ein einiges und friedliches ist. — Wohl hätte es bei unsern Vätern gestanden, nie, auch keinen Tag lang, ein fremdes Joch zu tragen. Denn kräftig zusammenhaltend und innig verbrüdert zu Schutz und Trutz, wären sie stärker gewesen, als jeder Feind, und hätten in jedem Jahrhundert dem Welttheile das Gesetz des Friedens dictiren können. Aber leider, diese Einigkeit, diese Verbrüderung fehlte, oder wurde nicht gehalten

von Anbeginn, ungeachtet ihr Segen von keinem erleuchteten und wahren deutschen Manne jemals verkannt worden ist. Und weil der Segen der Eintracht verschmäht ward, so mußte der Fluch der Zerrissenheit getragen werden, — getragen werden bis in die neueste Zeit. Die Fürsten oder Stände verleugneten die gemeinsame deutsche Sache, um ihrer besondern, oft sehr kleinlichen Interessen willen; die Staatsmänner ließen sich verblenden; die Völker ließen sich bethören. Die Glieder versagten dem Haupte, dem Leibe den Dienst, ja kehrten gegen einander ihre Kraft und Thätigkeit. Kein undeutscher Gedanke wurde laut, — er fand seine Sympathien; kein Funke der Zwietracht sprühete empor, — er fand reichlichen Zunder hier und dort; kein bewaffneter Feind überschritt die Grenzen, — er fand im Innern seine Bundesgenossen. Deutsche kämpften, wütheten gegen Deutsche, — und meinten, sie thäten Gott einen Dienst daran; und bei der Uebersicht der vaterländischen Geschichte seit tausend Jahren kann unser Blick nur bei wenigen Jahrzehnten ausruhen, in denen er nicht die Fackel der innern Zwietracht dieses unseligsten aller Kriege, glühen sieht. — Hätte man nach solchen Vorgängen nicht schließen sollen, es müsse jetzt schier aus sein mit Deutschland? Es müsse jezt unser theurer, heiliger Boden der Schauplatz sein eines verjährten, angeerbten gegenseitigen Grimmes und Hasses? — Aber nein, die Macht Gottes, die uns das Haus bauen wollte, ist stärker gewesen, als die Zerstörungswuth der Hausgenossen. Die Weisheit des obersten Regenten, der ein einiges deutsches Volk wollte, hat hinausgereicht über die engherzige Thorheit der Cabinette, die den Gedanken eines gemeinsamen Vaterlandes aufgaben. Wir haben ein einiges Deutschland. Nicht auf dem bunten Bilde der Landkarte, wo mancher Mißvergnügte es haben möchte; aber dem Wesen nach, im Geiste und in der Wahrheit haben wir's. Wir haben Fürsten, — und an ihrer Spitze steht unser König, — denen es um des deutschen Namens Ehre ein heiliger Ernst ist; wir haben Regierungen, die weise und geschickt alles Trennende und Entfremdende zwischen den Stämmen mehr und mehr hinweg zu räumen, und dieselben in immer friedlichern und freundlichern

Verkehr mit einander zu bringen wissen; wir haben einen Bund der Staaten, der das gemeinsame vaterländische Interesse wahrnimmt und vertritt; wir haben vor Allem einen Geist, eine Stimmung, ein Gefühl der Einheit unter den Nationen, welches uns mit Zuversicht voraussagen läßt, es werde in Zukunft wohl nicht leicht wieder geschehen, daß Deutsche gegen Deutsche in blutiger Fehde sich erheben. Das haben wir, — und das ist viel; das ist nach solchen Vorgängen und am Schlusse eines solchen Jahrtausends unschätzbar viel. Wir können nicht umhin, dankend zu bekennen, unter allen jenen Gährungen sei doch der Herr mit unsern Vätern gewesen.

Wenn nun die Bedrängnisse von Außen und die Zerwürfnisse im Innern, darunter Deutschland zu lange gelitten hat, natürlicherweise auch für die gesammte Bildung des Volkes überaus bedrohlich waren, so ist endlich auch diese Gefahr glücklich überwunden, und wir sehen am Schlusse des Jahrtausends Deutschland auf einer so hohen Stufe des geistigen und sittlichen Lebens stehen, daß es vor keinem Volke der Erde zu erröthen braucht, die meisten derselben aber weit hinter sich zurück läßt.

Es bedarf wohl keiner ausführlichen Darstellung, um zu beweisen, daß viele von den Ereignissen, welche unser Vaterland seit seiner Selbstständigkeit betroffen haben, nach menschlicher Berechnung ganz geeignet waren, nicht nur dessen Industrie zu vernichten, nicht nur Kunst und Wissenschaft zu unterdrücken, sondern auch alles häusliche, gesellige und öffentliche Leben zu verderben, und den bei uns mit gerechtem Selbstgefühl, im Auslande hier und dort mit Worten eines eiteln Spottes vielgerühmten, treuen, biedern und gutmüthigen Nationalcharakter der Deutschen zu verschlimmern und entarten zu lassen. Durch die langwierigen äußern und innern Kämpfe namentlich, — ich nenne beispielsweise nur die Fehden der ältesten Kaiser, die spätern Religionsunruhen, die Aufstände der Bauern, den unheilvollen dreißigjährigen, den siebenjährigen Krieg u.s.f., — da wurden ganze Landstriche verwüstet, und ihre blühenden Ortschaften in rauchende Trümmerhaufen verwandelt; da wurden

ganze Geschlechter ausgerottet; da wurden alle Bande des Gesetzes gelöst, alle Geschäfte des Friedens verlassen und vergessen; da wurde der Geist der Zucht und Ordnung gleichsam aus dem Lande getrieben; da mußten die Gemüther verwildern bei dem täglichen Anblicke der mannigfaltigsten Greuel und Schrecken; da mußte die Jugend, das nachfolgende Geschlecht, aufwachsen in größerer Barbarei, als die der Väter in den Urwäldern gewesen war; da mußte allerlei Unsitte und Sünde und Frevel wuchern, wie ein giftiges Unkraut zur Verderbniß der Ernten in der Folgezeit. Und wohl lange, lange hat man je die Nachwehen empfunden und die Spuren gesehen von solchen Unheilstagen. — Jetzt sind sie geschwunden von dem Gesammtbilde des deutschen Volkslebens. Man muß sie mühsam suchen, wenn man sie noch will hervorschimmern sehen. Schauet euch um im Vaterlande, — ihr begegnet überall, obwohl hier mehr, als dort, einem regsamen, wohlgeordneten, gedeihlichen Verkehr; Handel und Ackerbau, Gewerbe und Fabriken, Bildungsanstalten für Kunst und Wissenschaft, Schulen und Kirchen, — Alles steht, so viel auch theilweise noch zu wünschen übrig bleibt, in einer Blüthe, an welche wohl vor hundert Jahren kein Prophet gedacht hätte, und so weit der unbefangene Blick des Zeitgenossen das zu beurtheilen vermag, gedeihet in geistig-sittlicher Beziehung das Volksleben in einer Weise, wie nie zuvor, also daß wir auch hier das Bekenntniß nicht zurückhalten können, bei allen diesen Uebeln und Gefahren für die deutsche Bildung sei doch der Herr unser Gott mit unsern Vätern gewesen.

Dieß, meine andächtigen Freunde, ist es denn nun hauptsächlich, was uns den heutigen Tag zu einem Dankfeste macht. Ich setze nicht voraus, daß euch Allen dasjenige, was ich hier angeführt habe, genügen wird. Allein es darf Niemand von euch vergessen, daß es in unserer Mitte heute nicht darauf ankommen kann, ausführlich über politische Fragen uns zu verständigen. Nein, nur die deutlichsten Offenbarungen der über dem deutschen Vaterlande waltenden Hand Gottes wollten wir uns vorhalten; und da glaube ich denn allerdings, dasjenige, worauf wir jetzt unser Nachdenken gerichtet haben,

ist von der Art, daß Niemand von uns es verkennen und leugnen kann. Nach vielen Gefahren der Knechtschaft ist Deutschland heute ein selbstständiges und freies, — nach tausend inneren Zerwürfnissen ist Deutschland heute ein friedliches und einiges, — nach langen Perioden der Barbarei und Verwilderung ist Deutschland heute ein gesittetes, gebildetes und durch Bildung herrlich blühendes Land. Darin ist Gott mit unsern Vätern gewesen, und das ist genug, und mehr als genug, um in uns zu erwecken sowohl die tiefsten Gefühle des Dankes, als auch die lebendigste Hoffnung auf eine große und reiche Zukunft, die unsern Nachkommen bevorsteht.

2.

Indem sich nun auf diese Zukunft unsere Blicke richten, wie könnten wir als Deutsche es da wohl unterlassen, innige Wünsche für dieselbe zu hegen? Und wie könnten wir als Christen es unterlassen, diese Wünsche vor Gottes Thron zu bringen als Gebet? Das ist der Liebe geistige Gewalt, daß sie über alle Zeit ferner sich hinaus zu schwingen vermag, und ihren Gegenstand umfaßt und hält, ob er auch ihr entrückt sei durch vergangene oder kommende Jahrhunderte. So umfaßte der Erlöser alle nachfolgenden Geschlechter der Menschheit, von seinen Zeitgenossen an, bis über uns und unsere Kinder hinaus. So haben wir ihn lieb, obwohl wir ihn nicht gesehen, und in der grauen Ferne, aus welcher sein Wort zu uns herübertönt und sein Werk zu uns herüberreicht, nur unserer geistigen Anschauung sein Bild entgegentritt. Und darin soll alle Liebe der Christusliebe gleichen, auch die zum Vaterlande. Niemand von uns rühme sich einer durch den Erlöser geheiligten und verklärten Vaterlandsliebe, der heute sich insgeheim bekennen muß, Deutschlands zukünftige Gestalt, soweit ihn selbst die Wechsel derselben nicht mehr treffen, sei ihm gleichgültig, sei ihm eine Frage nicht der innigen Theilnahme, sondern höchstens der Neugierde. Aber gewiß, wir Alle, meine andächtigen Freunde, haben Wünsche der Liebe, — ernste

und heilige Wünsche für das theuere Vaterland. Und ob auch diese je nach der Einsicht und Eigenthümlichkeit eines Jeden von uns sich unendlich verschieden gestalten mögen, — in dem höchsten Ziele derselben treffen wir Alle zusammen. Das ist ausgesprochen in den Worten Salomo's in unserem Texte, denen wir uns denn jetzt anschließen, indem wir unser Gebet vor Gott bringen.

Nun sei denn, o Herr, mit uns, wie du mit unsern Vätern gewesen bist. Du hast deinen Namen groß gemacht unter dem deutschen Volke, hast dasselbe regiert, wunderbar oft, aber herrlich allezeit; hast es geführt auf rauhen Pfaden, aber zu seinem Heil, hast es gezogen in strengen Schulen, aber zu einem kräftigen und unverdorbenen Mannesalter; hast in seiner Mitte dir Denkmäler errichtet, die nimmer aufhören werden, zu zeugen und zu erzählen von deiner Macht, von deiner Weisheit, von deiner Gnade. Wir blicken staunend an ihnen empor, und lesen auf allen voll Ehrfurcht deinen großen Namen. Dein ist das Werk, dein sei der Preis, die Ehre! O daß auch die Nachwelt dich preisen möchte um der Zeugnisse willen deiner Größe, die du unter uns aufrichtest, und unter denen, die nach uns kommen! Ja, sei auch mit uns, mit unsern Kindern und Kindeskindern, und Allen, die jemals den deutschen Namen tragen werden!

Verlaß uns nicht. Wir sind unvermögend, der Zukunft Dunkel, das vor deinem Blicke Licht ist, zu durchschauen. Nicht dieses Jahres Zeichen können wir deuten, während im Buche deiner Rathschlüsse schon jedes Ungewitter verzeichnet steht, das jemals hinfort an unserem Himmel aufsteigen, über unserem Vaterlande sich entladen wird. Dein Wille geschehe! Aber was es sei, das noch uns treffen soll, hilf du uns tragen und überwinden. Wenn Zeiten der Noth und Bedrängniß kommen, wenn Krieg oder Seuche, Armuth und Hungersnoth hereinbricht über unser Volk, breite du bewahrend, schützend, segnend die Hand über ihm aus. Stelle den Frieden her und gieb fröhliches Gedeihen, bringe Sättigung und Wohlstand wieder, wende alles Uebel, laß aus jeglicher Züchtigung eine

Frucht des Heiles erwachsen für unser Vaterland. Verlaß es zu keiner Zeit und ziehe die Hand nicht von ihm ab.

Zu neigen alle Herzen, die ihm angehören, zu dir. Ja, was wir täglich beten, wir beten's auch heute aus der Seele aller derer, die eine Sprache mit uns reden. Dein Reich komme. Auf deutschem Boden erbaue sich dein Reich! Mächtige, nimmer wankende Grundsteine sind ihm ja hier gelegt. Eine große Vergangenheit hast du uns gegeben, reich an Schätzen deiner Erkenntniß, reich an geistlichem Segen in himmlischen Gütern, reich an erweckenden Prophetenstimmen und leuchtenden Vorbildern eines Wandels in der Wahrheit. Laß uns dieselbe nicht umsonst gegeben sein. Führe hinaus, vollende das angefangene Werk. Laß wahren deutschen Sinn, laß Lieb' und Treue, Weisheit und Mäßigung, Gerechtigkeit und Heiligkeit wohnen in unsern Grenzen. Gieb Licht, deinen Willen zu erkennen, und laß dasselbe hineinleuchten in alle finstern Verstecke des Irrthums, des Unglaubens und Aberglaubens. Erwecke weit und breit aufrichtigen Eifer, zu wandeln in allen deinen Wegen, zu halten deine Gebote, Sitten und Rechte. Laß deines Sohnes reine Lehre mit der Allgewalt der Wahrheit in alles deutsche Geistesleben eindringen, verklärend, heiligend und beseligend. Erfülle mit Freudigkeit und Muth alle Zeugen der Wahrheit und laß ihr Wort reiche Frucht bringen an denen, die es hören. Wehre allen kirchlichen Zerwürfnissen, allem verderblichen Partheiwesen. Erinnere die Widersacher, die sich gegenseitig verdammen, daß die Liebe das einige Band der Vollkommenheit ist, welches die Gemeinde der Heiligen umschlingt. Erwärme die Lauen, die todte Glieder sind am Leibe deiner Kirche, daß sie Leben gewinnen; beuge die Starren, die da eifern mit Unverstand, daß sie nimmer einen zeitgemäßen und heilsamen Frieden vereiteln. Und wenn deine Wahrheit nicht siegen kann ohne Kampf, so hilf, daß der gerechte und heilige Kampf nicht bleibe ohne Sieg, auf daß am letzten Ende, welches unsere Blicke nicht abzusehen vermögen, alle

deutschen Zungen mit einstimmigem Bekenntnisse preisen mögen dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum.

Lenke die Herzen der deutschen Fürsten, zu erkennen und nimmer zu verleugnen ihren hohen, heiligen und verantwortungsreichen Beruf, — den Beruf, gewissenhafte Beschützer, Regierer und Vertreter zu sein eines dir geweiheten Volkes, treue Arbeiter in einem dir angehörigen großen und reichen Weinberge. Laß jedes ihrer Werke, das sie in deinem Namen unternehmen, in deiner Furcht und Weisheit treiben, wohl gelingen, und segne sie dafür mit aller Erquickung des Bewußtseins, deine Sache gefördert zu haben, und mit der Liebe und Treue, mit dem Vertrauen und Gehorsam ihrer Unterthanen. Gieb ihnen weise und menschenfreundliche Räthe. Wehre den Zugang zu ihren Thronen und Herzen allen Heuchlern und Unverständigen, die nicht wissen, was dem deutschen Volke Noth thut, nicht rathen, was dem deutschen Volke frommt. Auf daß unter milden und gerechten Sceptern das Vaterland immer fröhlicher aufblühe und im Laufe der kommenden Jahrhunderte immer herrlicher sich verkläre in das Bild deines unsichtbaren Reiches, in welchem Freude die Fülle und liebliches Wesen ist zu deiner Rechten immerdar.

Insonderheit segne den König, unsern Landesherrn, sammt seinem ganzen Hause. Laß ihn lange noch schauen die Erfüllung der Wünsche für Deutschlands Heil, die heute und in dieser Stunde sein Königliches, deutschgesinntes Herz zugleich mit dem unsrigen bewegen. Halte schützend, leitend, beglückend, deine Hand über ihm von nun an, wie du es bisher gethan. Laß seiner Tage viel werden und keinen derselben verloren, — weder für seines Volkes Wohl, noch für das Heil seiner eigenen Seele. Erfülle ihn mit dem Lichte deiner Weisheit, mit der Gluth deiner Liebe, mit der Kraft deiner Stärke. Laß ihm treue Rathgeber zur Seite stehen, die da wahr und rechtschaffen sind, aber in der Liebe; die da eifern für das Gute, aber nicht mit Unverstand. Laß ihn Gehorsam finden bei denen,

die er beherrscht, **Freimüthigkeit** bei denen, deren Wort ihm etwas gilt, **Treue** bei denen, welchen er vertraut, **Dank** bei denen, welchen er wohlthut, **Trost** in jeder Noth, **Klarheit** in allem Zweifel, **Friede** in aller Unruhe, **Sieg** in den Augenblicken der Anfechtung, **Gnade** in den Stunden der Buße, und die **Krone der Gerechtigkeit** am Tage des Gerichts. Amen.

VII.

Die Weihnacht, das Fest der Wahrheit.

Am ersten Christtage 1841.

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Amen.

Andächtige Freunde.

Wenn irgend einer unserer Gedächtnißtage, mögen sie welthistorischen Begebenheiten oder Ereignissen des Privatlebens gelten, mögen sie eine vaterländische oder kirchliche Bedeutung haben, wenn irgend einer darauf Anspruch machen kann, mit freudig bewegtem Gemüthe begangen zu werden, so ist es der heutige. Und beobachten wir das Leben und Treiben, welches die gegenwärtige festliche Zeit überall hervorruft, so scheint es, als bleibe in der That jener Anspruch nirgends unbefriedigt. Ist man doch weit und breit fröhlich und guter Dinge; sucht man doch selbst da, wo sonst Kummer und Sorge heimisch geworden sind, dieser trüben Gäste auf einige Zeit wenigstens sich zu entledigen, um einmal an heiteren Bildern, so gut es gehen will, das Herz zu erquicken.

Allein es fehlt doch viel, daß der heiligen Weihnacht damit ihr Recht geschähe. Rechnet von der großen Zahl der fröhlichen Angesichter, denen ihr begegnet, alle diejenigen ab, welche bloß durch Empfang oder Austheilung irdischer Gaben, wie man sie heute nach alter bedeutsamer Sitte wechselt, heitern Sinnes geworden sind, oder bloß durch die allgemeine Stimmung sich hinreißen lassen, und den mancherlei Anregungen des in dieser Zeit zu größerer Gemüthlichkeit erhöhe-

ten geselligen Lebens nicht widerstehen mögen, so möchte vielleicht nur ein gar kleines Häuflein übrig bleiben von Solchen, die dem Rufe des Apostels folgen: **Freuet euch in dem Herrn!**

Wer von uns, andächtige Freunde, die wir hier versammelt sind, wollte nicht diesen Letzten beigezählt sein? Damit wir jedoch nicht hierin uns über uns selbst täuschen, und zur Feier dieses Tages bloß die Opfer einer Freude darbringen, welche doch nicht die eigentliche Freude in dem Herrn ist, so laßt uns in dieser Andachtsstunde ernstlich über die wahre Bedeutung des Christfestes mit einander nachdenken, und zwar nach Anleitung des Ausspruchs Jesu

Ev. Joh. XVIII. 37.

Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

Während der Erlöser in einer ganzen Reihe von Aussprüchen, deren etliche uns in der Adventszeit beschäftigt haben, über den Zweck seiner Ankunft sich erklärt, so ist dagegen unser Text das einzige Wort aus seinem Munde, darin er zugleich seiner Geburt Erwähnung thut. Doch nicht etwa bloß der dem Weihnachtsfeste mehr entsprechende Klang dieses letztern Wortes hat mich bewogen, die vorgelesene Stelle dem heutigen Tage aufzubehalten, sondern ein anderer viel gewichtigerer Umstand. Was nämlich der Herr in unserm Texte als Zweck seiner Geburt und Ankunft bezeichnet, umfaßt so gänzlich alles dasjenige, dessen wir uns am Weihnachtstage zu freuen haben, daß man, um dieses Tages hohe Bedeutung mit einem Worte auszudrücken, keine bessere Benennung wählen kann, als wenn man ihn das Fest der Wahrheit nennt. Weihnachtsfreude ist in ihrem tiefsten Grunde keine andere, als Freude an der Wahrheit. Auch hat das die älteste, wie die neueste Zeit, anerkannt. Wenn die heilige Geschichte erzählt, daß Engel, von der Klarheit des Herrn umleuchtet, zur Nachtzeit die Erscheinung des Gotteskindes auf Erden verkündeten, sollte nicht jene Klarheit ein Bild sein der Wahrheit,

welche des Irrthums Finsterniß verscheuchte? Und wenn es bis heute allgemein Sitte ist, den Tag der Geburt Christi mit Licht= und Kerzenglanz zu feiern, will man nicht damit ausdrücken, daß mit Christo die Wahrheit auf Erden erschienen und uns gegeben sei? Wohlan,

Die Weihnacht, das Fest der Wahrheit,

sei Gegenstand unserer Betrachtung. So nennen wir das Fest deßhalb

1) weil die Geburt Dessen, der von der Wahrheit zeugte, des Festes einige Ursache ist;

2) weil diejenigen, welche aus der Wahrheit sind, des Festes alleinige Genossen sind;

3) weil darin, daß man die Stimme der Wahrheit hört, des Festes einzig rechte Feier besteht.

Der Herr aber gebe Gnade, daß auch diese Stunde uns wachsen lasse in der Wahrheit, die da frei macht. Amen.

1.

Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. — Das Christfest ist das Fest der Wahrheit, weil die Ursach und der Gegenstand derselben die Geburt Dessen ist, der von der Wahrheit zeugen sollte. Was ist Wahrheit? So fragte mit spottendem, wenigstens leichtfertigem Zweifel der heidnische Richter, vor welchem Jesus stand, als er jenes Bekenntniß ablegte. Der Spott, der leichtfertige Sinn, der Zweifel bleibe fern von uns. Aber die Frage können wir nicht umgehen: Was ist Wahrheit? Wir haben uns zu hüten, daß wir hier das Wort weder in einer zu weiten, noch in einer zu beschränkten Bedeutung verstehen.

Wahrheit ist alles wirklich Bestehende, insofern es von dem menschlichen Geiste erkannt wird. Nun ist aber Christus offenbar nicht gekommen, um uns Kunde zu bringen von Allem, was überhaupt Gegenstand der menschlichen Erkenntniß sein

kann, sondern nur von dem, was der Geist erkennen muß, um sich selbst und seines Daseins höchsten Zweck zu begreifen. Er ist offenbar nicht gekommen, dasjenige zu lehren, was dem Künstler, dem Gelehrten, dem Arzte, dem Naturforscher in seinem besonderen Berufe zu wissen frommt, sondern was der Mensch als solcher wissen muß, um seinen menschlichen Beruf nicht zu verfehlen. Also die Wahrheit, welche Christus bezeugte und verkündete, ist zwar auf alle erkenntnißfähige Geister berechnet, bleibt aber weit entfernt, alle erkennbaren Dinge oder Gegenstände zu umfassen. Sie beschränkt sich auf das Eine, das Allen Noth thut, — Glauben und Sittlichkeit, — denn Beides ist Eins.

Haben wir aber so dem Begriffe des Texteswortes die nöthige Beschränkung gegeben, so müssen wir andererseits achten auf die Ausdehnung, die er innerhalb dieser Grenzen hat. Wollte nämlich Christus, ohne auf Belehrungen anderer Art sich einzulassen, nur Glaubens- und Lebenswahrheiten verkünden, so hat er hinwiederum diese in ihrer ganzen Fülle uns gebracht. Nicht einzelne Wahrheiten verkündigte er, sondern die Wahrheit, die ganze und volle; nicht einzelne Lichtstrahlen gingen von ihm aus, sondern das Licht, das reine, ungeschwächte und ungetrübte, so daß wenn wir ihn ganz ergriffen haben, wir nicht Manches oder Vieles, sondern Alles erkennen, was zu unserm Heile Noth thut; und wenn wir seine ganze Weisheit inne hätten, unser Wissen nicht mehr Stückwerk, sondern Vollkommenheit wäre.

Von dieser Wahrheit also sollte Christus zeugen. Und das that er in zweifacher Weise: durch sein Wort, und durch sein Leben. — Und noch haben wir ja in der Schrift seine Worte vor uns, als große, zusammenhängende Predigt, welche ihrem Gehalte nach keine Lebensfrage unbeantwortet, und ihrer Form nach keine Stufe der geistigen Bildung unbefriedigt, keinen Zustand des sittlichen Lebens unberücksichtigt läßt. Von der schlichtesten Verstandeseinfalt bis hinauf zu dem durch gründliche Forschung erleuchteten und durch tiefes Denken geübten Geiste, — Jedermann findet reiche Belehrung im Evan-

gelium. Von dem frommsten, gottseligsten Gemüthe bis hinab zu dem verdorbensten und unseligsten Herzen, Niemand vermißt in der Predigt Jesu dasjenige, was ihn insonderheit zu erheben, zu trösten, zu züchtigen und zu erschüttern berechnet und geeignet wäre. Als geistbringend und zum Leben erweckend erweisen sich die Worte des Herrn, die Geist und Leben sind, überall, wo sie nicht mit tauben Ohren vernommen werden. Sie sind ein vernehmliches und eindringliches Zeugniß von der Wahrheit. —

Und was seine Worte uns sagen, das stellt sein Wandel uns sichtbarlich vor Augen. Das Leben Jesu ist die Wahrheit; es ist die vollkommene Uebereinstimmung der menschlichen Erscheinung mit dem menschlichen Wesen. Und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß Christus allezeit äußerlich als Derselbe erschien, der er in Wirklichkeit war, — in welchem Sinne auch jeder Andere, wenn er allen falschen Schein vermeidet und in Wort und That für nichts Anderes gelten will, als was er seinem Charakter nach ist, sein Leben Wahrheit nennen darf, — sondern so verstanden, daß Jesu ganze Erscheinung ein reiner Ausdruck des reinen und ungetrübten Wesens der Menschheit war; daß also, wer ihn sah, dadurch nicht bloß eine treue Vorstellung gewann von dem Menschen Jesus von Nazareth, sondern von dem Menschen, wie er nach dem ewigen Schöpfungsplane sein sollte, wie er, mit Gottes Bilde angethan, innerhalb der Grenzen seiner Natur ein vollkommener Träger und Offenbarer des unerschaffenen Geistes ist, und so seiner höchsten Bestimmung wirklich und vollständig nachkommt. —

Und so zwar offenbarte Jesus von Kindheit an auf jeder Stufe des Lebens die Wahrheit; sein Zeugniß beginnt mit dem ersten Athemzuge, so daß wir annehmen möchten, er habe gerade in unserm Texte und in diesem Zusammenhange nicht ohne tiefen Grund, was sonst nirgends geschieht, seiner Geburt Erwähnung gethan. Wenigstens geht daraus hervor, daß er nicht etwa erst im Laufe der Zeit zu einem Zeugen der Wahrheit sich ausbildete, sondern von der

Wiege an ein solcher war. Während er alles Andere, was sein Beruf in sich schließt: Prophet, Stifter des Gottesreichs, Erlöser, — erst werden konnte in einer Zeit, wo er selbstthätig auf die Menschheit einzuwirken vermochte, also in der Zeit des Mannesalters, so muß dieses Eine, daß er die Wahrheit zeugte, d. h. daß sein Leben die reine und ungestörte Entwickelung des aus Gott geborenen Menschengeistes war, bis auf den ersten Anfang seines irdischen Daseins zurückgeführt werden. Darum feiern wir denn auch nicht etwa den Tauftag Jesu, nicht den des Todes, oder der Auferstehung, sondern den Tag der Geburt als das Fest der auf Erden erschienenen Wahrheit.

2.

Wie das Weihnachtsfest aber nur Den ehren will, welcher geboren ward, um von der Wahrheit zu zeugen, so kann es im Geiste auch nur von denen begangen werden, welche, wie unser Text sagt, aus der Wahrheit sind. Welche werden hierunter verstanden?

Wenn auch die Schrift sagt, die Wahrheit sei durch Christum geworden, so will sie doch damit nicht eben behaupten, daß der Welt vor Christo und ohne ihn alles Wahre fremd gewesen, sondern nur dieß, daß die Wahrheit in ihrer Fülle als ein Ganzes und Abgeschlossenes erst in der Erscheinung des Herrn an's Licht getreten sei, während sie vorher schon von Vielen in vereinzelten Strahlen erkannt und theilweise ergriffen worden war. Hatte doch das jüdische Volk im Gesetz und in den Propheten schon eine deutliche Offenbarung dessen, was ewig ist; war doch auch für die Heiden Gottes unsichtbares Wesen und ewige Kraft zu ersehen aus den Werken der Schöpfung, also daß ihrer Viele, obwohl ohne geschriebenes Gesetz, doch von Natur des Gesetzes Werk zu thun vermochten, und dadurch bewiesen, dasselbe sei beschrieben in ihrem Herzen und bezeugt von ihrem Gewissen. Kurz also, ein stückweises Erkennen der Wahrheit gab es schon vor dem Eintritte des Herrn. Diejenigen nun, bei welchen diese

Erkenntniß verbunden war mit dem sehnlichen Verlangen, das Vollkommene zu ergreifen, und welche also in ihrem ganzen Wesen schon dergestalt von der Wahrheit berührt und durch dieselbe bestimmt wurden, daß sie eine heilige Traurigkeit über alle Hindernisse, und eine heilige Freude über alle Hülfsmittel eines wahrhaftigen Lebens empfanden und mit ganzem Eifer die ersteren zu überwinden strebten und die letztern benutzten, — diese werden darunter verstanden, wenn unser Text sagt: die aus der Wahrheit sind. Es sind mit einem Worte die, welche die Wahrheit lieb haben.

Und wie nur solche des Herrn Stimme hörten, d. h. ihn als ihren Herrn aufnahmen, als er vor grauer Zeit auf Erden erschien, so können auch nur solche seiner alljährlichen Ankunft unter uns sich wirklich freuen, so können auch nur solche den Tag seiner Geburt im Geist und in der Wahrheit feiern, des heutigen Festes eigentliche Genossen sein. —

So fragt euch denn, so prüft euch denn, versammelte Christen, ob ihr als Solche, die aus der Wahrheit sind, zu dieser Feier euch eingefunden habt. Tragt ihr kein sehnlicheres Verlangen, als das, die Wahrheit zu erkennen, und habt ihr kein ernstlicheres Bestreben, als das, in der Wahrheit zu wandeln, und kennt ihr kein glücklicheres Ziel, als das, durch die Wahrheit frei zu werden, — nun dann giebt es für euch auch keinen willkommneren Gast, als Jesum, denn er allein befriedigt jenes Verlangen; so giebt es auch für euch seit Anfang der Welt kein größeres Ereigniß, als die Geburt des Gotteskindes, denn sie allein vermag jenes Bestreben zu krönen; so giebt es auch für euch im ganzen Laufe des Jahres keinen glänzenderen Freudentag, als den heutigen, denn er allein läßt euch im Geiste jenes Ziel erreicht sehen, — und billig mögt ihr dann singen: Dieser Tag hat Freude bracht, diesen Tag hat Gott gemacht.

Bist du aber nicht aus der Wahrheit, o dann hast

du keinen Antheil an dieser Feier. Und ob dein Haus von Weihnachtsglanz widerstrahlte, und von Weihnachtsjubel widertönte, ein Weihnachtsfestgenosse bist du nicht! — Die Finsterniß der Welt hat dir noch keinen Kummer gemacht, wie könnte es dir Freude machen, daß das Licht der Welt erschienen ist! In der Entbehrung himmlischer Güter hast du dich noch nicht unglücklich gefühlt, ja dieselbe vielleicht noch kaum als Entbehrung empfunden, wie kannst du nun glücklich darüber sein, daß Derjenige gekommen ist, welcher in himmlischen Dingen, — denn von dieser Welt ist sein Reich nicht, — volle Genüge bringt? Du hast noch nicht aus tiefem, betrübtem Herzen gebetet, daß Gott dich möge den rechten Weg des Heiles erkennen und finden lassen, wie kannst du dich heute getrieben fühlen, aus tiefem, freudigem Herzen ihm zu danken, daß er dir den rechten Wegweiser zum Heil gesandt hat? Dieser Jesus, zu dessen Wiegenfeste du kommst, was kann er dir dann sein? Ein Fremdling ist er dem Fremdlinge. Was er will, läßt dich unberührt; was er verheißt, hat für dich keinen Werth; was er bringt, darnach fühlst du keinen Zug, kein Verlangen in dir. Welchen Beruf also hättest du, seine Geburt zu besingen, seine Ankunft auf Erden zu feiern? Keinen! Nein, mehr Ursache hast du, jeden beliebigen Tag, der dir und deinem Hause zeitliches Glück brachte, alljährlich zu begehen, nur nicht den heutigen. Der brachte ja der Welt weiter nichts, als — Wahrheit, — Wahrheit, dieses Gut, welches dir noch das wohlfeilste, das entbehrlichste von allen dünkt! Wenn du von dieser Denkungsart zurückgekommen sein wirst, wenn du angefangen haben wirst, der Wahrheit, von welcher zu zeugen Jesu Beruf war, die Ehre zu geben, d. h. sie zu schätzen über alle Dinge, und nach ihr zu verlangen und zu ringen vor allen Dingen, und um sie zu beten inbrünstiger, denn um alle anderen Dinge, — dann komm wieder und mische dich frohlockend in die Reihen der Christfestgenossen; dann erst bist du hier an deinem Platze, — hier, wohin man kommt, um die Stimme der Wahrheit zu hören.

3.

Denn darin allein, daß man der Wahrheit Stimme hört, besteht des Weihnachtsfestes würdige Feier. Wer aus der Wahrheit ist, sagt der Herr in unserm Texte, der hört meine, d. i. der Wahrheit Stimme.

Nun ließe sich freilich sagen, dieß gelte von allen christlichen Festen überhaupt, und keineswegs von dem heutigen ausschließlich, oder auch nur in einem höheren Sinne. Und in der That, alle den Erlöser betreffenden Feiertage wollen nur Ein und Dasselbe, und sollen, ungeachtet der verschiedenartigen Gemüthsstimmung, in der man zu ihrer Feier kommt, doch immer nur durch Ein und Dasselbe, nämlich andächtige Hinwendung der Seele zu Christo, begangen werden. Wollen wir aber diesem Einen, je nach dem Unterschiede der Feste selbst, verschiedene Namen geben, so drückt kein Wort in der Welt die eigenthümliche Art und Weise, in welcher das Weihnachtsfest als solches gefeiert sein will, so entsprechend aus, wie das Wort unseres Textes. Wie nämlich dieß Fest an die Geburt, an den ersten Beginn der Laufbahn Jesu erinnert, eben damit aber zugleich schon das segensvolle Leben des Erlösers in seinem ganzen Verlaufe umfaßt und in sich schließt, so spricht der Ausdruck: Des Herrn Stimme hören, zunächst das Erste und Anfänglichste aus, das wir dem großen Zeugen der Wahrheit entgegenbringen sollen, schließt aber zugleich alles Andere in sich, was wir als Christen dem Erlöser überhaupt schuldig sind. Seine Stimme, die Stimme der Wahrheit zu hören, das ist sowohl der erste Anfang, als auch der ganze Umfang des christlichen Lebens; gerade wie die Weihnacht sowohl das Fest des ersten Ereignisses in der Geschichte Christi, als auch die Summe aller christlichen Feste überhaupt ist.

Wohlan denn, heute, da die Stimme seiner Wahrheit an uns ergeht, laßt uns unsere Herzen nicht verstocken, sondern also hören, daß wir das Vernommene tief im Innersten bewegen. Redet doch diese Stimme so deutlich, so verständlich, so überzeugend, so eindringlich zu uns. Die unermeßliche

Zeitferne hat ihren Schall nicht geschwächt, sondern verstärkt; das Geräusch des Völkerlebens hat sie nicht vermindernd gebrochen, sondern erklärt und ausgelegt. Wir müßten uns selbst widersprechen, wollten wir ihr widersprechen; wir müßten dem heiligsten Zuge in unserm Innern widerstreben, wollten wir ihr widerstehen. So ergeht sie heute an uns. O laßt uns ganz Ohr sein, und still sinnend über die Fülle der Gnade und Wahrheit, die in Christo erschienen ist, den Tag verleben und beschließen. So ist derselbe würdig gefeiert, so hat er die rechte Weihe.

Aber dieser Tag reicht nicht hin, die Stimme der Wahrheit auszuhören. Was wir heute vernehmen, ist nur der Anfang einer großen zusammenhängenden Predigt, welche in dem Kreislaufe der von der Kirche geordneten Feste jahraus, jahrein sich fortsetzt. Solltet ihr denn nun, meine christlichen Freunde, euch damit begnügen wollen, den Anfang zu vernehmen, — aber die Fortsetzung nicht hören mögen? Solltet ihr denn, nachdem ihr erst bloß den Engelsgruß vernommen habt: Siehe, ich verkündige euch große Freude! — nun schon befriedigt sein, und nicht das eingeborene Gotteskind in seiner ganzen Herrlichkeit zu schauen begehren und nicht kommen fort und fort zu der Stätte, da ihr's schauen könnt? Man kann sich der Wehmuth nicht enthalten, wenn man sieht, wie so Mancher in der That nur die erste Verkündigung des erscheinenden Heilandes, aber nicht dessen fortgesetztes Zeugniß von der Wahrheit zu hören begehrt. Wenn ihr morgenfrüh an diese Stätte kommt, da werdet ihr alle Bänke besetzt und alle Räume eingenommen finden von Hörern, so daß man bei dem Anblicke sich freuen möchte, wie doch die ewige Wahrheit so viele Freunde hat in der Gemeinde, und so reichen Anklang findet in dem Herzen. Aber wenn nun lange Monate folgen, in denen man den bei weitem größten Theil dieser Weihnachtsgäste sonntäglich vergebens sucht in diesem Hause, soll man da fortfahren, sich zu freuen in dem Glauben, daß die Erscheinung Jesu auch bei uns überall wirklich den Menschen ein Wohlgefallen sei? Soll man nicht vielmehr trauern, daß immer so Viele

schon satt geworden sind in dem Augenblicke, wo der Durst nach Wahrheit erst recht in ihnen erwacht sein sollte? daß immer so Viele hinter sich gehen können in der Stunde, wo sie's erst recht tief inne werden sollten: Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens! daß immer so Viele meinen können, schon genug gehört zu haben an den Tagen, wo sie erst rechte Lust bekommen sollten, das Hören fleißig fortzusetzen? — Was soll ich euch sagen? Richtet ihr selbst! Und nach dem Maße richtet: Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort, und wird dessen nicht überdrüssig, es zu hören. Wer aus der Wahrheit ist, der höret der Wahrheit, d. h. Christi, Stimme, — nicht heute, sondern so lange es heute heißt.

Nun, möchtet denn ihr Alle, meine Lieben, heute die Stimme der Wahrheit so gehört haben, daß der Entschluß in euch auflebt, das Hören fortzusetzen, bis das Schauen folgt, und das Heute dauern zu lassen, bis es durch die letzte Weihnacht hinübertagt in das Morgen der Ewigkeit! Dann begeht ihr das lichtvolle Fest als Kinder des Lichts, und werdet einst Dank sagen dem Vater, daß er durch Jesum Christum euch tüchtig gemacht hat zu dem Erbtheil der Heiligen im Lichte. Amen.

VIII.

Der Zuruf Christi an seine trauernden Begleiter auf dem Todeswege.

Am Charfreitage 1842.

Sende aus Himmelshöhen, o Vater, den Geist trauervoller Andacht! Gieb den Wehmuthsklängen dieser heiligen Stunde Kraft und Nachdruck, daß sie erweckend anschlagen an unsere Seelen, und uns zur Buße rufen! Amen.

Anderes weiß ich an diesem Tage, und in dieser Stunde zumal, nicht zu beten, weder aus meiner Seele, noch aus der eurigen, versammelte Christen. Denn einen trübern Tag hat die Weltgeschichte nicht aufzuweisen, als den, dessen Wiederkehr wir heute feiern. Er sah die Menschheit ihren Erlöser kreuzigen. Und eine düsterere Stunde gab es an jenem Tage nicht, als die, welche uns eben jetzt geschlagen hat, die neunte Stunde, wie die Schrift sagt, das ist die dritte unseres Nachmittags. Sie hörte des Gekreuzigten letzten Seufzer. Wer könnte da wohl zu einem heitern und fröhlichen Gottesdienste aufgelegt sein? Nein, seitdem die leblose Natur selbst, verfinstert und erschüttert ob der unnatürlichsten That, diese Stunde geweiht und geheiligt hat zu einer Trauerstunde, so kann die fühlende Menschheit dieselbe nicht anders, als mit Opfern der Wehmuth feiern; und auch wir, Mitchristen, indem wir uns hier zusammengefunden haben, suchen nichts Anderes, als einen gemeinsamen Ausdruck unserer innern schmerzlichen Bewegung. —

Laßt uns ihn suchen auf dieselbe Weise, welche wir bei allen unsern bisherigen Passionsandachten beobachtet haben.

Wir versetzten uns da nämlich jedesmal in die Seelen derer, welche den leidenden Erlöser umgaben, theilten im Geiste ihr — sei es nun augenblickliches oder dauerndes — Verhältniß zu ihm, und hörten nun aus seinem Munde ein auf dieses Verhältniß berechnetes Wort. So dachten wir uns als seine Begleiter zunächst auf dem Leidenswege, und vernahmen als solche die Ermahnung: Wachet und betet! Ferner betrachten wir uns als Genossen seiner Anfechtungen, und freueten uns als solche der Verheißung: Ich will euch das Reich bescheiden. Darnach endlich erkannten wir uns als seine Vertheidiger, und gaben der Warnung Gehör: Wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen. Wollen wir diese Art der Erbauung auch heute beibehalten, als an dem Tage, an welchem ja die Passionszeit ihren letzten Abschluß und zugleich ihre höchste Vollendung findet, so müssen wir uns im Geiste hinstellen an den Todesweg Christi, und trauernd, wie wir sind, hören, ob der Herr da ein Wort habe für die Trauernden. Die heilige Geschichte, auch hierin dem Bedürfnisse unserer Andacht entgegenkommend, hat uns ein solches Wort aufbewahrt. Es folgten dem Erlöser, so erzählt die Schrift, auf dem Wege nach der Todesstätte ein großer Haufe Volkes und Weiber, die klagten, und beweinten ihn. Er aber wandte sich um zu den weinenden Töchtern Jerusalems und sprach zu ihnen die Worte, welche geschrieben stehen:

Text Luc. XXIII. 28.

Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder.

Der Zuruf Christi an seine trauernden Begleiter auf dem Todeswege

ist es, welchen wir uns heute zueignen. — Laßt uns zuerst das Wort des Herrn bedenken: daß wir nicht weinen sollen über ihn;

Darnach das andere: daß wir weinen sollen über uns selbst und über unsere Kinder. —

1.

Weinet nicht über mich. So redet der Herr zu den Töchtern Jerusalems, die bei dem Anblicke des Verurtheilten Thränen des Mitleids vergossen. — Auch bei uns, Mitchristen, wären solche Thränen etwas sehr Erklärbares und Natürliches. Mag eine Kluft von Jahrtausenden liegen zwischen jenem Kreuzesgange und dem heutigen Tage, — das Mitgefühl achtet derselben nicht; über alle Räume, über alle Zeiten hinweg sich schwingend, zollt es seine milden Opfer jedem großen menschlichen Schicksale. Und vor Allem des Menschensohnes Loos auf Erden, mit welch einer ergreifenden und rührenden Gewalt spricht es doch zum Herzen der spätesten Geschlechter! Die Geschichte seines leidensvollen Todes altert nicht; sie bleibt, auch das kälteste Gemüth schmerzlich zu bewegen, ewig jung und neu.

Und dennoch, sehet, der Leidende selbst will nicht, daß wir ihn beklagen. Weinet nicht über mich, sagt er. Was ist's, das ihn so sprechen läßt? Verschmähet er unsere Thränen aus jenem den großen Geistern meistens angeborenen Stolze, der es nicht vertragen kann, dem es empfindlich und verdrießlich ist, bemitleidet zu werden? O, er war ja von Herzen demüthig, wie wir wissen! Nein, wenn er uns verbietet, zu weinen über ihn, so will er damit nicht das so natürliche schmerzliche Mitgefühl, welches sein Kreuz in uns weckt, unnatürlicherweise in uns gedämpft wissen; er will nur, daß in Beziehung auf ihn dieser Schmerz in unsern Seelen nicht das Vorherrschende, das Ueberwiegende, das Allerfüllende sei. Und wahrlich, haltet euch nur sein ganzes Bild vor die Seele, — nicht wie es eine verkehrte Art der Frömmigkeit liebt, bloß den gemißhandelten Leib, sondern auch den siegreichen Geist; stellt euch auf's Lebhafteste vor, nicht was er litt allein, sondern wie er litt, — kurz betrachtet die Erscheinung des sterbenden Erlösers so, wie es denkender Christen würdig ist, — o so wird euer Schmerz auf- und untergehen in Gefühlen ganz anderer Art; er wird sich lösen in tiefe Bewunderung der Herrlichkeit Christi

im Tode, er wird sich lösen in zuversichtlichen Glauben an die Herrlichkeit Christi nach dem Tode. — Dieß Beides ist es, wodurch bei dem Anblicke des sterbenden Erlösers die Trauer aus dem Christenherzen ausgetrieben, wodurch das Texteswort gerechtfertigt wird: Weinet nicht über mich. —

Ein berühmter Weiser des Alterthums, dem es vorzugsweise oft widerfahren ist, mit unserm Heilande verglichen zu werden, ward, indem er, zum Tode verurtheilt, den Giftbecher trinken mußte, laut beklagt von mehreren seiner anwesenden Schüler. Er ermahnte dieselben, die Heftigkeit ihres Schmerzes zu mäßigen. Ach, müßtest du nur nicht so unschuldig sterben! rief darauf Einer derselben aus. Der Sterbende aber antwortete: Wolltest du denn lieber, daß ich schuldig stürbe? Und die Antwort war eines Weisen nicht unwürdig. Je weniger Schuld bei dem Leidenden, desto weniger Ursache, beklagt zu werden, und je mehr Sünde, desto mehr Grund zum Mitleiden. Je höher wir die Person über's Unglück erhaben sehen, desto mehr verliert das letztere in unsern Augen sein Herbes und Niederschlagendes, desto natürlicher geht unser Mitleid in Bewunderung der ersteren über. — Wenn dem aber also ist, was wird denn wohl das vorherrschende Gefühl in uns sein müssen, indem wir im Geiste den Erlöser zur Stätte des Todes geleiten? Ein vorwurfsloses, unbeflecktes Leben lag hinter ihm. Er hatte keine Sünde gethan, und kein Betrug war auf seinen Lippen erfunden worden. Unschuldig ward er am Stamme des Kreuzes geschlachtet; unschuldig in einer ganz andern und höhern Bedeutung des Wortes, als von irgend einem Weisen und Propheten gesagt werden darf. Sollte wohl Trauer das überwiegende Gefühl sein dürfen, mit dem wir die Unschuld des Lebens Kampf auskämpfen sehen? Und wenn nun gerade die letzten Augenblicke dieses Kampfes dazu dienen, uns jene Unschuld in ihrer höchsten Verklärung zu zeigen; wenn eben der bittere Tod uns am tiefsten in den ungemessenen Reichthum des innern Lebens blicken läßt; wenn bis zu dem letzten Athemzuge jede neue Stufe des Leidens nur eine überraschende Offenbarung und Erweisung der verborgenen Gottesfülle ist; wenn

wir aus dem schmachtenden Munde des Gekreuzigten Worte der heiligsten Liebe, der zartesten Sorge, der mildesten Barmherzigkeit, der geduldigsten Ergebung, der gelassensten Sanftmuth, des tiefsten Friedens, des zuverlässigsten Gottvertrauens hören, — unsterbliche Worte, deren vollen Gehalt keines Meisters Kunst zu erreichen vermag, — o sagt, Freunde, giebt es da nicht etwas Anderes zu empfinden, als Betrübniß? ist es da an der Zeit, zu trauern und zu klagen? sind da Mitleidsthränen an ihrem Orte? — Ein heiliges Leben heilig vollendet, eine unvergleichliche Wirksamkeit unvergleichlich beschlossen, das Licht der Welt noch im Erlöschen des Todes Finsterniß mit wunderbaren, nie gesehenen Strahlen erhellend, — ist das ein Bild, das mit Klagen und nicht vielmehr mit dem heiligen Schauer der tiefsten Ehrfurcht angeschauet sein will? ist das ein Anblick, uns das Herz zu brechen, und nicht vielmehr, dasselbe mächtig zu erheben? O ihr, die ihr Leid tragt über den Gekreuzigten, laßt es bei dem Leid nicht bewenden; schauet ihn an, wie er stirbt! Eure Trauer muß einer tiefen Bewunderung der Herrlichkeit Christi im Tode weichen! —

Sie muß ferner weichen einem zuversichtlichen Glauben an die Herrlichkeit Christi nach dem Tode. Von dieser Herrlichkeit spricht der Erlöser selbst; er betet, daß der Vater die Jünger dieselbe möge sehen lassen; ja er sagt nach der Auferstehung, daß, um zu dieser Herrlichkeit einzugehen, er Solches habe leiden müssen. Seine Todesnoth betrachtet er also, und will er darum auch von Allen, die an ihn glauben, betrachtet wissen als Durchgang zu seiner höchsten Vollendung. Und in der That, wir vermögen im Geiste kaum die erstere von der letztern zu trennen.

Ihr wißt, meine Freunde, daß die Zeitgenossen des Herrn, so weit er selbst sie nicht im vertrauten Umgange aufgeklärt hatte, allgemein in sehr weltlichen Vorstellungen von der Würde des Messias befangen waren, und daher durch das schmachvolle Ende Jesu auf das Höchste verwirrt und irre gemacht werden mußten in ihrer ganzen bisherigen Anschauungsweise, da sie dasselbe noch nicht mit unsern, durch die nach-

maligen Ereignisse geschärften Augen betrachten konnten. Wenn nun aber selbst unter ihnen Solche sind, die durch den Anblick des kläglich und hülflos Sterbenden sich nicht die Ueberzeugung von einem neuen herrlichen Leben desselben rauben lassen, — ja eben bei jenem Anblicke diese Ueberzeugung in sich erwachen fühlen; wenn ein heidnischer Krieger all' den Vorurtheilen seiner Bildung und all' den Fabeln seiner Götterlehre zum Trotz unter dem Kreuze in heiliger Ahnung bekennt: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn! wenn ein sterbender Missethäter, bisher wohl wenig bekannt und vertraut mit den innern Gründen eines Glaubens, der da hofft, wo nichts zu hoffen scheint, — zu dem Todesgenossen die Bitte hinüberruft: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst! — o, wie sollten wir, die wir die Kunde von dem Auferstandenen vernommen, wir, vor deren Augen so viele große Verheißungen des Sterbenden sich herrlich in ihrer Wahrheit erfüllt haben, — wie sollten wir zum Kreuze aufblicken können, ohne hinter dem Kreuze das Reich der Vollendung zu schauen? wie sollten wir die Zusage anhören können: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! ohne im Geiste dieß Paradies, den Herrn in seiner Mitte, zu sehen? wie sollten wir das Gebet vernehmen: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! ohne mit Stephanus den Menschensohn zur Rechten des Vaters zu erblicken? und wie sollten wir aus dem Worte des Sterbenden: Es ist vollbracht! nur den Schmerz des leiblichen Lebens heraushören, und nicht viel deutlicher und stärker den Triumph des neuen, verklärten Daseins? Hat aber unser Glaube zum neuen Leben des Todesüberwinders sich aufgeschwungen, so dürfen wir auch getrost das Wort der Schrift, welches uns zum Troste gesagt ist, daß nämlich dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden, anwenden auf ihn, der uns dasselbe hat verkündigen lassen; auch seine Leiden verschwinden vor der Herrlichkeit, die jenseits derselben an ihm offenbart ist! — Ja, Christen, es giebt eine würdigere Feier dieses Tages, als die, welche in Mitleidsthränen besteht. Ein offenes Auge

für die Herrlichkeit des Erlösers im Tode, ein gläubiger Hinblick auf seine Herrlichkeit nach dem Tode, das sei unsere Andacht, insoweit er selbst, der Gekreuzigte, deren Gegenstand ist.

2.

Doch von ihm richtet sich nun unsere Betrachtung auf uns selbst, — wie er ja denn in den Textesworten die klagenden Weiber veranlaßt, über sich selber nachzudenken. — Ach, daß auch diese Betrachtung eine thränenlose sein dürfte! Aber hört, wie der Zuruf schließt: Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!

Laßt uns zuerst sehen, warum der Herr über Jene, die ihm das Geleit geben auf dem Kreuzeswege, ein so trübes Wort ausspricht, — welchen Grund die Töchter Jerusalems hatten, zu weinen über sich und ihre Nachkommenschaft. — Wir können nicht lange zweifelhaft sein, daß bei ihnen ein doppelter Grund zur Trauer vorhanden war. Zunächst: sie sollen weinen über ihr Unglück. Das erklärt ausdrücklich Christus in den unserm Textemit einem Denn sich anschließenden Worten: Denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren, und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäugt haben. Dann werden sie anfangen, zu sagen zu den Bergen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Decket uns! — Unheilsvolle Zeiten mußten kommen über Judäa und dessen weltberühmte Hauptstadt; das wußte der große Prophet; darum heißt er seine Vaterlandsgenossen trauern. Aber nicht darum allein, sondern vornämlich um deßwillen, weil diese unheilvollen Zeiten eine natürliche und unausbleibliche Folge waren von der Sünde des Volks, von derselben Sünde, welche den Herrn der Herrlichkeit verschmähte und an's Kreuz brachte. Wie hätte auch der das Unglück allein und an und für sich zu beweinen gebieten können, welcher, weil

er selbst nur unverschuldetes Unglück erlitt, soeben ausdrücklich gesagt hatte: Ueber mich weinet nicht. Nein, Beides in seiner Verbindung, die Sünde als des Elends Keim, und das Elend als der Sünde Frucht — Beides sollen sie betrauern und beklagen.

Und was haben wir denn nun mit Jenen gemein, darauf sich die Anwendung der letzten Textesworte auf uns begründen ließe? Meine Freunde, nicht weniger denn Alles, um deßwillen der Herr sie weinen heißt. Wir stehen in der Gemeinschaft ihrer Sünde und ihres Unglücks; stehen in Gemeinschaft derselben Sünde, welche Christum verschmähete und an's Kreuz brachte; stehen in Gemeinschaft desselben Unheils, durch welches die Verschmähung und Kreuzigung des Herrn gestraft und gerichtet wurde. Grund genug, ja wohl, Grund genug zu bittern Thränen an seinem Todestage!

Wir stehen in der Gemeinschaft derselben Sünde, die Christum an's Kreuz brachte. — Wer unter uns mit Pilatus die Hände waschen und sprechen wollte: ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten, der würde in Irrthum begriffen sein, wie dieser Richter, dessen Name mit Recht überall genannt wird, wo von den Leiden des Herrn die Rede ist. Und kein sterblicher Name kann jemals gestrichen werden aus den Reihen der Schuldigen am Tode des Herrn. Wie die Erscheinung Jesu allen Menschen geweihet war, wie sein Leben ein Gesammtbesitz unsers ganzen Geschlechts ist von Anbeginn bis auf ewige Zeiten, wie Niemand ausgeschlossen werden darf von einem Antheil an dem heiligen Wohlwollen seiner Absichten und an dem hohen Segen seines Werkes: so sind auch die Hindernisse, mit denen der Herr zu kämpfen hatte, die Leiden, welche er ertragen, der Tod, welchen er erdulden mußte, eine Gesammtthat, eine gemeinsame Schuld des ganzen Geschlechts, und ein offenbarer Widerspruch wäre es, das Erstere behaupten, das Letztere leugnen zu wollen, mit Jenem sich zu trösten, und von Diesem unbekümmert zu bleiben.

Ja, wer es immer sei, der mit dem Kreuze sich segnet, der möge auch bei dem Anblicke des Kreuzes büßend an

seine Brust schlagen! Euch nicht ausgenommen, ihr weichen, mitleidigen Seelen, die ihr heute das Leid des Gottessohnes mit bittern Thränen beweint und Wehe ruft über diejenigen, welche es ihm bereitet! Und betrachtet nur einmal dieß ganze Leid aufmerksam, zerlegt es gleichsam in seine Bestandtheile, denket an Alles, was dabei mitwirkte, als erste Ursach, oder als letzte trübe Zugabe, — von der Grausamkeit der Oberen bis zum Wankelmuthe des großen Haufens, — von dem Verrathe des Judas bis zu der Lüge des Petrus, — nehmet Alles zusammen, und ihr werdet ein dunkles Bild vor euch sehen, auf welchem immer etliche Züge von euch selbst entlehnt sind; ihr werdet in dem Tode Jesu nur den unseligsten Auftritt des von Anbeginn geführten, durch alle Jahrhunderte bisher fortgesponnenen und sicherlich bis an's Ende der Welt dauernden Kampfes der Finsterniß gegen das Licht, der Ungerechtigkeit gegen die Wahrheit erkennen, in welchem Kampfe ihr selbst keineswegs immer gestanden habt, noch ausschließlich steht auf Seiten des Lichtes und der Wahrheit, sondern mit einem Theil eurer Wünsche und Gelüste, eurer Bestrebungen und Kräfte, eurer Unternehmungen und Werke von Jugend auf euch angeschlossen habt und noch täglich anschließt derjenigen Parthei, welche Christum an's Kreuz brachte, oder das Kreuz ihm verbitterte. Mit welchen Augen wollt ihr das Kreuz nun ansehen, ihr, die ihr dasselbe dem Erlöser auflegen helft? ihr, deren fernste Nachkommen nicht aufhören werden, Handreichung zu thun zu demselben Werke der Finsterniß und Ungerechtigkeit? Wohl recht, daß ihr weint! Aber weint über euch selbst und über eure Kinder!

Dessen wir aber mit schuldig sind, christliche Freunde, das wird auch an uns mit gestraft und gerichtet. Wir stehen, wie in der Gemeinschaft der Sünde, die Christum an's Kreuz brachte, so auch in der Gemeinschaft des Unheils, welches durch den Tod des Herrn verschuldet und herbeigeführt wurde. — Nur allzuschrecklich, wie wir wissen, ist die Unglücksweissagung Christi über Jerusalem erfüllt worden, zu einer ewigen Warnung für alle Völker und Staaten. Aber sagt,

meine Freunde: dürfen wir denn auch wohl auf jene in der Geschichte uns beschriebenen Tage des Grauens hinblicken als auf Etwas, das bei uns nie und nirgends seine Wiederholung fände? Es ist ja freilich wahr, und wir dürfen uns dessen dankbarlich freuen, vor allgemeinen und öffentlichen Unglücksfällen, die dem Falle Jerusalems zu vergleichen wären, hat uns Gott gnädig behütet; unser Staat blühet und gedeihet, und getrost dürfen wir als Hauptursache davon das betrachten, daß dieser Staat auf christlicher Grundlage steht. Allein, wie viele tausend kleinere Abbilder mag unter uns das Jerusalem finden, über welches Gericht gehalten wurde um des verschmäheten und gekreuzigten Christus willen? O könnten wir weit und breit das Leben der Familien, den Zustand der Häuser, die Geheimnisse der Herzen durchschauen, — an wie vielen Orten würden wir noch den Greuel der Verwüstung sehen, der einst die gottgeweihete Stätte heimsuchte, weil dieselbe den Gottgesandten ausgestoßen hatte! Wie viel zerrüttetes Familienglück, als Folge davon, daß die Familien zur Zeit, da der Heiland sich ihnen anbot, wie einst Jerusalem, nicht wußten, was zu ihrem Frieden diente! Wie viele Häuser wüst und verlassen von dem Geiste des Friedens und der Freude, um deßwillen, daß sie, Jerusalem gleich, die Propheten tödteten und steinigten, die im Namen Christi zu ihnen gesandt waren! Wie viel Weheruf verzweifelter Herzen: Ihr Berge fallet über uns, und ihr Hügel decket uns! einzig und allein daher, weil diese Herzen, so oft Christus sie zu sich rief unter seine schützenden Flügel, nicht wollten! Ja, ja, ihr Lieben, der verschmähete und gekreuzigte Erlöser ziehet noch überall das Gericht nach sich, — ein Gericht, vor welchem Gottes Liebe nicht schützen kann, — denn es ist ein inneres, nothwendiges, mit der Schuld selbst in Eins verwachsenes! Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet, sagt der Herr. — Und meinet ihr nun wohl, irgend Einer von uns, die wir hier versammelt sind, wäre von diesem Gerichte ganz frei und unberührt geblieben? irgend Einer aus der Reihe unserer Nachkommen werde es bleiben?

Nein, wahrlich Niemand! Soviel Antheil an der Sünde, die das Kreuz in Jerusalem aufrichtete, soviel Antheil an dem Fluche, den das Kreuz über Jerusalem brachte. Das ist Gottes unumstößliche Ordnung während des zeitlichen Lebens; erst die Ewigkeit mit ihrer Gnadenfülle kann diese Ordnung aufheben.

Und nun laßt uns einmal aufrichtig sein gegen uns selbst; laßt uns einmal zurückblicken und fragen: von all' dem Weh, welches uns jemals betroffen, welches war wohl das herbste? von all' den bittern Stunden, welche wir jemals durchlebt haben, — welche sind wohl noch fort und fort die bittersten? sind es nicht die, in denen das Gericht um des verschmäheten, des verleugneten, des verachteten, des verrathenen und gekreuzigten Christus willen über uns kommt? Und wenn wir alles andere Weh vergessen, dieß Weh bleibt uns unvergeßlich! Und wenn alle andern unseligen Stunden uns sogar ein wohlthuendes Andenken gewähren können, diese Stunden stehen ewig finster und bleich vor unserem Gedächtnisse da! Wie viele solcher Stunden, wo die Sünde unser Verderben wurde, treten vor unsere Erinnerung! Wie viele solcher Stunden, wo die Sünde unser und unserer Kinder Verderben werden wird, treten vor unsere Ahnung, indem wir das Kreuz anschauen? Und wie sollten wir's also unterdrücken, Angesichts des Kreuzes zu weinen über uns selbst und über unsere Kinder?

Gieb nur, Vater im Himmel, daß es nicht unfruchtbare Thränen sind! Laß sie wirken zur Züchtigung und Heiligung! Auch das hast du ja, — möchten wir immer mehr deine weise Liebe verstehen lernen! — zu unserm Heile geordnet, daß unsere Sünde bittere Frucht trägt; du willst uns dadurch immer mehr abziehen von allem Bösen, so lange es noch Zeit ist, damit am Tage Jesu Christi das gute Werk, das du in uns angefangen, nicht unvollführt sei. O laß auch diesen heiligen Tag beitragen, dein Werk

an uns zu fördern; und wie heute schon der Anblick der Herrlichkeit unseres sterbenden Erlösers den Thränen wehrt, die wir vergießen möchten über ihn, so hilf, daß einst seine Gemeinschaft auch die Thränen trocknen möge, die wir heute noch weinen müssen über uns und unsere Kinder! Amen.

IX.

Was will das Todtenfest?

Sonntag XXIII. post. trin. Todtenfeier. 1840.

(Gehalten in der Kirche zu Neumarkt vor Halle.)

Vor deinem Angesichte, Herr über Leben und Tod, sind wir erschienen, um in Liebe und Leid derer zu gedenken, die du aus unserer Mitte abgerufen hast. Nimm denn wohlgefällig auf die Opfer, die wir bringen. Segne diese Andachtsstunde. Laß deinen Geist unter uns walten und dein Wort an unsern Seelen wirksam sein, auf daß die Betrachtung des Todes uns Allen eine Kraft zum Leben werden möge. Amen.

Andächtige Versammlung!

Wie einst der Erlöser selbst an alle die irdischen Erscheinungen, die sich ihm darboten, Hinweisungen auf das Himmlische anzuknüpfen pflegte; wie er keine durch äußere Umstände und auf natürliche Weise ihm gegebene Gelegenheit zur Belehrung derer, die ihn hören mochten, ungenutzt ließ, und so unabläſſig darauf hinwirkte, daß das zeitliche Leben in seinen wechselnden Zuständen und mannichfachen Verhältnissen immer mehr von den Menschen im höhern Lichte erkannt und verstanden würde, — so nimmt auch die von dem Herrn gestiftete Kirche alle die hauptsächlichsten Beziehungen und wichtigsten Thatsachen unseres natürlichen und bürgerlichen Lebens wahr, um an dieselben eine desto wirksamere Verkündigung des Evangeliums anzuschließen, und so durch die Wahrheit, welche aus Gott ist, immer mehr unser ganzes Dasein zu heiligen und zu verklären. —

So unfehlbar nun die christliche Kirche mit diesem Ver-

fahren ganz dem Sinne ihres erhabenen Begründers entspricht, so gewiß kann sie damit auch allen ihren wahren Mitgliedern nur willkommen sein. Welcher ernste und denkende Mensch fühlte nicht das Bedürfniß, jeden entscheidenden Schritt, den er thut, zuvor im Lichte der göttlichen Wahrheit zu prüfen? zu jedem neuen Stande und Berufe, in den er eintritt, durch frommen Aufblick zum Himmel sich zu weihen? jeden neuen Lebensabschnitt als vor Gottes Angesichte zu beginnen? für jedes ungewöhnlichere irdische Loos, das ihm fällt, es sei lieblich oder trübe, ein Wort höherer Deutung zu vernehmen? Wie sollten wir also der Kirche es nicht Dank wissen, wenn sie überall solchem Bedürfniß entgegenkommt? wenn sie unsere Ehen in Gottes Namen weihet? wenn sie mit Worten des Segens an die Wiegen unserer Kinder tritt? wenn sie am Neujahrstage unsere Entschlüsse kräftigt, am Erntefeste unsere Freude heiligt, an den Gedächtnißtagen der für das Vaterland entscheidenden Ereignisse unser Nachdenken auf den obersten Hirten aller Völker hinlenkt!

Wie sollten wir es endlich der Kirche nicht Dank wissen, daß sie die Predigt des Evangeliums auch an den Gräbern ertönen läßt, und durch Anordnung eines besondern Todtenfestes das so allgemein und tief empfundene Verlangen befriedigt, vor Gott zu gedenken derer, die da schlafen? Bei dem Gedanken an das Letzte, das dem Menschen auf Erden begegnen kann, bei der Betrachtung des Todes, da vor Allem thut es uns ja noth um Erleuchtung von Oben; da vor Allem thut es uns ja wohl, das belehrende und beruhigende Wort der christlichen Wahrheit zu vernehmen; da vor Allem ständen wir ja ohne dieses Wort so rathlos und geängstigt von schweren, unlösbaren Räthseln! Das habt ihr allesammt, geliebte Mitchristen, selbst empfunden; darum mochte heute, als die Glocken riefen, Keiner von euch zurückbleiben in seiner Einsamkeit, oder in den engen Schranken seiner häuslichen Umgebung. Es trieb euch hierher in euer Gotteshaus, zu trinken in frommer Gemeinschaft aus dem Quell der Wahrheit, der, durch Christum eröffnet, lebendig und unversiegbar

fließt Allen, die da dürsten! — Vernehmet denn in Andacht das Wort der heiligen Schrift, an welches wir unsere Betrachtung anknüpfen wollen.

Text: Offenbarung Joh. 14, 13.

Und ich hörete eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Wenn die Kirche den heutigen Feiertag in Folge eines besondern Bedürfnisses ihrer Mitglieder eingesetzt hat, so will sie auch durch denselben, das folgt daraus von selbst, auf eine besondere und eigenthümliche Weise auf uns wirken. Welches aber die von ihr beabsichtigte Wirkung sei, das laßt uns jetzt nach Anleitung der vorgelesenen Texteswort uns deutlich zu machen suchen.

Was will das Todtenfest?

So fragen wir, und finden darauf eine dreifache Antwort. Es will

1) die Trauernden trösten,
2) die Sorglosen erwecken,
3) die Zürnenden versöhnen.

Ueber dieß Alles wollen wir jetzt mit Gottes Hülfe nachdenken.

1.

Das Todtenfest will die Trauernden trösten. — Die Trauernden, — das sind wir allesammt. Weckte dieser Tag auch nur die Erinnerung an diejenigen, welche im Laufe des nun zu Ende gehenden Kirchen-Jahres der Tod abgefordert hat, so würden heute doch nicht etwa bloß einzelne eurer Häuser und Familien Leid tragen, in frischem Schmerz derer gedenkend, die noch vor Jahresfrist in ihrer Mitte waren, nein, ihr Alle, die ihr euch Glieder nennt dieser

Gemeinde, könntet auch dann nicht anders als mit den wehmüthigsten Empfindungen zu dieser Feier gekommen sein. Tragt ihr doch zugleich mit den vielen Tausenden unserer Vaterlandsgenossen im Herzen das Andenken an unsern erst vor wenigen Monden in Gott entschlafenen König und Landesherrn; steht doch Jedem von euch das Bild eures würdigen Predigers und Seelsorgers vor Augen, der noch am vorigen Todtenfeste von dieser Stätte herab Worte des Trostes und der Erbauung zu euch redete; habt ihr Alle doch den ehrenwerthen Freund und Mitbürger noch nicht vergessen, der lange Zeit mit so regem und uneigennützigem Eifer für das Wohl und Gedeihen dieser eurer Kirche und zur Förderung des kirchlichen Sinnes unter euch wirkte. Ja, christliche Gemeinde, schon das verflossene Kirchenjahr allein ist an gemeinsamen Verlusten für dich so reich gewesen, daß du sammt Allen, die dir angehören, nicht wohl anders denn im Trauerkleide heute erscheinen kannst an dieser Stätte! —

Aber die Erinnerungen, welche dieser Tag weckt, binden sich ja nicht an die zuletzt verflossenen Abschnitte unseres Lebens, — sie gehen zurück in die ferne Vergangenheit. Und wer von uns sähe sich da wohl noch umgeben von dem vollen Kreise derer, die jemals ihm theuer und durch Gottes heilige Ordnung mit ihm verbunden waren? Der Tod hat sie überall gelichtet, die Reihen unserer Lieben, mit denen wir so gern bis an den Spätabend unseres Lebens Hand in Hand gegangen wären; hat wohl Manchem von uns schonungslos gerade die Lebensgefährten entrissen, an denen unser ganzes Glück hing, auf die unsere schönsten Hoffnungen gegründet waren; hat hier Elternglück vernichtet, dort liebende Kinder zu Waisen gemacht; hier Geschwister und Freunde, dort Ehegatten und Verlobte getrennt; hier dieses, dort jenes theure Band mit gewaltsamer Hand gelöst. Und heute nun treten sie vor unsere Seele, die lieben unvergeßlichen Gestalten alle, aus der nächsten und weiteren Vergangenheit, aus frischen Gräbern, wie aus der trüben Ferne unserer Kindheit, und lebhaft fühlen wir von Neuem ihren Verlust! Ja, Trauernde sind wir Alle! —

Es ist aber unsere Trauer, wenn wir uns dabei dem

natürlichen Gefühle hingeben, meistens eine zweifache. Zunächst um sie, die von uns geschieden sind, tragen wir Leid. Sie sind den heitern Kreisen des Lebens entnommen, sie mußten zurücklassen Alles, was hier ihr Herz erfreuete, — ihre liebsten Besitzthümer, ihre theuersten Verbindungen, ihre angenehmsten Beschäftigungen, ihre Lieblings-Wünsche und Entwürfe und Hoffnungen, und einer dunkeln Zukunft entgegengehen; — wohl treibt es uns, denen das Lebenslicht noch strahlt, sie zu bedauern. — Dazu kommt, daß, wie man schon bei jedem zeitlichen Abschiede das Bild dessen, von dem man scheidet, sich immer wieder so vor die Seele zu halten pflegt, wie man es in den letzten Augenblicken sah, so auch bei der letzten Trennung von unsern Lieben, bei dem Abschiede auf immer, der Eindruck, welchen wir in der Todesstunde von ihnen empfingen, bleibender als jeder andere ist. Nun hast du vielleicht deine Todten in bitterer Qual dahinscheiden sehen, bist Zeuge gewesen, wie unter schweren Kämpfen ihr Geist der zerstörten Hülle sich entwand, hast mit schmerzlich erregtem Gefühl ihre letzten angstvollen Blicke und Seufzer aufgefangen; und siehe, der Eindruck ist dir von ihnen geblieben, in der Gestalt stehen sie seitdem vor dir, so oft du an sie erinnert wirst, und scheinen dein Mitleid anflehen zu wollen. O, es ist uns so natürlich, dieses Mitleid! So lange noch nicht der Glaube in unserm Herzen den vollen Sieg davon getragen hat, können wir es uns nie ganz nehmen, unsere Verstorbenen um ihrer selbst willen zu betrauern! —

Daneben aber trauern wir auch über sie um unsertwillen. Wir vermissen, wir entbehren sie schmerzlich. Sie waren uns so liebe Gefährten, sie erwiesen uns des Guten so viel, halfen uns so treulich verrichten, was unser Beruf erfordert, nahmen so herzlichen Antheil an unsern Freuden und Leiden, trösteten so liebreich, riethen so wohlmeinend, warnten so angelegentlich, ermunterten so anregend, verkehrten mit uns so vertraulich; durch sie war unser Dasein um so viele wohlthuenden und erhebenden Beziehungen reicher. Das Alles ist dahin! Wir haben viel mit ihnen verloren, fühlen manche

tiefe, vielleicht nie auszufüllende Lücke in unserm Lebenskreise, seitdem wir sie begruben. Wie sollten wir nicht trauern um uns selbst, indem wir der Dahingeschiedenen gedenken! —

Ja, meine Lieben, trauern wollen wir immerhin. Aber wir wollen es thun als Christen; wollen Gehör geben dem Zuspruche, durch welchen das Evangelium unsern Schmerz heiligen will, und zulassen den Trost, den die Kirche des Herrn am Gedächtnißtage der Todten für uns hat. Im Schoße dieser Kirche, als Glieder derselben, lebten und starben sie, die wir beweinen, lebten und starben als Erlöste desselben Herrn, auf den wir Alle unsere Hoffnung bauen. Und von ihm, dem Todesüberwinder, haben wir das Wort: Ich kenne die Meinen, und sie folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben und Niemand soll sie aus meiner Hand reißen. Und in seiner Kirche gilt und waltet der Trost: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben! Ja, sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. —

Sie ruhen von ihrer Arbeit. Sie sind diesem Leben entnommen, welches auch da, wo man es köstlich nennen möchte, ja für den Frommen und Gottesfürchtigen zumeist, Mühe und Arbeit ist. Sie sind überhoben des unabläßigen Kampfes, der auf Erden ihnen verordnet war, und zu welchem uns noch jeder neue Morgen aufruft; des Kampfes gegen unzählige Uebel, in deren Abwehr und Ueberwindung wir uns abmühen und unsere Lebenskräfte aufreiben; des Kampfes gegen das Böse in der Welt, welches uns noch von allen Seiten bedrängt; des Kampfes gegen die eigene Sünde, die in unserm Innern noch nach Herrschaft strebt und uns noch immer so peinliche und angstvolle Stunden schafft! Allen diesen Drangsalen sind unsere Verstorbenen entrückt. Was jedes Mühseligen und Beladenen Herz begehrt, — Rast und Erquickung, — das haben sie gefunden. Eingegangen sind sie zu der ewigen Ruhe, wo kein Feind mehr ihre Seelen drängt und verfolgt. —

Und nicht leer sind sie daselbst eingegangen; denn ihre Werke, so bezeugt die Schrift, folgen ihnen nach. Was sie auf Erden geduldet und gelitten, das ist vorüber; was sie auf Erden gewirkt und gestiftet, das bleibt in Ewigkeit. Wie es hier auf dem Schauplatze ihrer zeitlichen Wirksamkeit fortlebt und fortwirkt von einem Jahre zum andern und übergeht von einem Geschlechte auf das andere, also daß wir und die nach uns kommen werden, die Früchte davon ernten, so ernten sie selbst auch davon, denn es steht eingeschrieben im Buche des höchsten Richters, des Gerechten, der einem Jeglichen giebt nach seinen Werken, nämlich Frieden und unvergänglich Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken getrachtet haben nach dem ewigen Leben. Sie gingen hier und weinten, und trugen edlen Saamen, und sind nun vor Gott gekommen mit Freuden, zu bringen ihre Garben. Und er hat sie um sich versammelt als Erben seines Reiches, dem sie angehörten; als seine Kinder in Christo, in dessen Gemeinschaft sie entschliefen. Ihr Glaube ist worden zum seligen Schauen; sie nehmen Theil an der Verherrlichung Dessen, der hier für sie betete: Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast, auf daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast. Ja, selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben! —

Wenn aber solcher Trost unsere Trauer stillt in Beziehung auf die Verstorbenen, wie sollte da nicht auch der Schmerz sich mäßigen, den wir um unser selbst und um unseres Verlustes willen empfinden! Ist ihnen das Loos gefallen auf's Lieblichste, sind sie eingegangen zu einer seligen Vollendung, wie sollten wir nicht mit Ergebung uns darein finden, daß sie uns verlassen haben? Wie sollten wir so engherzig sein, sie zurück zu wünschen in's Land der Lebendigen, lediglich um unsertwillen, wenn wir doch überzeugt sind, das glücklichste Loos dieser Zeit komme nicht gleich der Herrlichkeit, die an ihnen dort offenbart ist? wenn wir uns doch sagen müssen, unsere treueste Sorge und Liebe würde ihnen den Himmel nicht ersetzen können? Nein, meine Freunde, wir

wollen getrost entbehren, was wir an unseren schlafenden Lieben verloren haben; wollen in Geduld die Heilkraft der Zeit an unsern Seelen wirken lassen; wollen mit kindlichem Sinne jeder guten und vollkommenen Gabe, mit welcher fortan Gott unser Leben segnet, uns freuen; in jedem neuen Bande, welches ferner seine Hand zwischen uns und der übrigen Menschheit knüpft, dankbar einen Ersatz für die durch den Tod gelösten, und eine Erweisung der tröstenden ewigen Liebe erkennen, und so oft von Neuem die Wehmuth uns ergreift, auch von Neuem den Trost des Evangeliums uns aneignen, welches die Zukunft derer, die in dem Herrn sterben, selig preist. — O, daß denn auch vor Allem in dieser Stunde der Geist, der unsichtbar in unserer Mitte waltende Tröster, einem Jeglichen von uns es feierlich bezeugte: Selig sind deine Todten! Ja, sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach! —

2.

Aber sollte vielleicht eben dieß Wort, welches heute der Gemeinde zum Trost verkündet wird, hier und dort ängstigen und beunruhigen? Sollte es Jemanden von euch schwer auf's Herz fallen, auf den Einen oder den Andern seiner Todten lasse jener Zusatz, den die Schrift macht: Selig sind die, welche in dem Herrn sterben! sich nicht anwenden? dem Einen oder dem Anderen seiner Todten könne es unmöglich zum ewigen Heil gereichen, wenn, wie geschrieben steht, seine Werke ihm nachfolgen? Es läßt sich ja leider nicht leugnen, daß unter denen, die da schlafen, ich will nicht etwa sagen, auch Sünder waren, welche um der Schwachheit ihres Herzens und um der Unvollkommenheit ihrer Werke willen der vergebenden Gnade des höchsten Richters bedürfen, — denn anders, als so, ist noch kein Sterblicher hinüber gegangen in die Ewigkeit, anders, als so, wird auch der Beste von uns nicht hinübergehen; — nein, auch das ist nur allzu gewiß, daß Mancher vom Tode überrascht wird, während er mit verstocktem und unbußfertigem Sinne dem schnödesten Sünden-

dienste ergeben ist; daß wir für manchen unserer Brüder, dieweil Christus nicht sein Leben war, auch das Sterben nicht für Gewinn erachten können. Für den Schmerz freilich, der aus dieser Ueberzeugung hervorgeht, hat das Evangelium keinen Trost, als etwa den, daß, wenn der Glaube unseres Herzens fremder Sünde das Verdammungsurtheil sprechen muß, Gott größer ist, als unser Herz, und alle Dinge weiß. Seiner Barmherzigkeit bleibe denn die Zukunft derer, die da im Unglauben und ohne Buße gestorben sind, anheimgestellt. Uns aber, den Lebenden, werde der Gedanke an sie zur heilsamen Warnung und Züchtigung, daß wir nicht auch unbedacht und leichtsinnig dem Ende entgegengehen. Auch das ist des Todtenfestes Zweck: es will die Sorglosen erwecken. Es mahnt ernst und feierlich an die Gewißheit des Todes, an die Ungewißheit der Todesstunde, und an das künftige Gericht. Bestelle dein Haus, so ruft es uns zu; denn du mußt sterben. Bestelle es eilends; denn du weißt nicht, wann du stirbst. Bestelle es gut; denn du sollst Rechnung thun von deinem Haushalt. —

Dessen allerdings bedarf es für uns nicht, ausdrücklich erinnert zu werden an den Tod, als ein nothwendiges, zugleich in der menschlichen Natur mitgesetztes Ereigniß. Aber daran erinnert zu werden, als an Etwas, das wohl eine Vorbereitung nöthig macht, das frommt uns sicherlich allezeit. Fortwährend bereitet sich unser Körper zu seiner Auflösung vor. Diese allmählich abnehmenden Kräfte, diese täglich an Gelenksamkeit verlierenden Glieder, diese stets gemessenern und langsamern Schritte, diese mehr und mehr erschlaffenden Züge, diese sich unvermerkt verfärbenden Haare, — was ist das Alles? ist es nicht schon die beginnende Rückkehr zum Staube, von welchem wir genommen sind? Ja, dieß ganze leibliche Leben ist von seiner ersten Stunde an nichts weiter, als ein fortwährendes Sterben, ein unabläßiger Kampf gegen vernichtende Gewalten, in welchen es endlich zu unterliegen bestimmt ist, nachdem es eine Weile ihnen gegenüber seine Kraft entfaltet hat. Jeder seiner Athemzüge, vom ersten an, ist eine

Vorbereitung auf den letzten. Wohlan, laß denn auch dein Leben dem Geiste nach in fortwährender Beziehung zum Tode stehen, und eine stete Vorbereitung auf den Tod sein; thue alle deine Gänge mit der Aussicht auf den letzten Gang; lebe allezeit als Einer, dem da gesetzt ist, zu sterben. Bestelle dein Haus!

Und wenn du die Nothwendigkeit erkennst, es überhaupt zu bestellen, so laß dir auch das Wort an's Herz gelegt sein: Was du thun willst, das thue bald! Ach, daß es euch doch immer wiederholt werden muß, ihr Sorglosen und Leichtsinnigen, die ihr meint, guten Vorrath zu haben an Lebenskraft auf viele Jahre, — daß es euch doch immer wiederholt werden muß: Du Narr, vielleicht in dieser Nacht wird deine Seele von dir gefordert werden! — daß doch so unzählige Erfahrungen nicht vermögen, euch zu warnen, euch aufzuschrecken aus eurer gefährlichen Sicherheit! Täglich seht ihr Jugend und männliche Kraft vom Grabe verschlungen, überall seid ihr mit Beispielen eines unerwarteten, plötzlichen Todes umstellt, — und in Beziehung auf euch selbst könnt ihr noch immer so zuversichtlich annehmen, des Menschen Leben währe siebenzig bis achtzig Jahre? und in dieser Zuversicht könnt ihr noch immer so unbekümmert um euer ewiges Heil dahinleben? O laßt dieses Todtenfest, das so viele unserer Brüder und Schwestern nicht mehr erlebt haben, die wohl vor Jahresfrist nichts weniger geglaubt hätten, als heute von uns betrauert zu werden, — laßt es euch mahnen, zu wirken, so lange es noch Tag ist, ehe denn, vielleicht nach kurzer Dämmerung, ja vielleicht urplötzlich, die Nacht über euch hereinbricht, da Niemand wirkt! Bestellet euer Haus, bestellet es von heute an! —

Endlich — bestellet es recht! — Die Erwartung des Todes wirkt gar verschieden auf die Gemüther. Hier erzeugt sie ein ängstliches Sorgen, daß die kurze Frist ja nicht noch mehr verkürzt werde; dort entfesselt sie die bösen Geister einer leichtfertigen Verzweiflung: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt! — Hier erregt sie übermüthige Lebensverachtung, dort feige

Todesfurcht. Nichts von dem Allen gewinne Raum in uns geliebte Mitchristen! Wir wollen nicht ängstlich sorgen um unser Leben, wollen nicht geizen mit den Lebenskräften, die doch eben dazu bestimmt sind, im Kampfe für das Gute und gegen das Böse sich aufzureiben; aber dankbar jeden neuen Morgen willkommen heißen als ein Geschenk aus Gottes Hand. Wir wollen nicht mit gleichgültigen und verächtlichen Augen unser Dasein betrachten; aber gelassenen und unverzagten Sinnes Zeit und Stunde erwarten, die der Vater seiner Weisheit vorbehalten hat; wollen, als käme der Tod morgen, das Heute allezeit nützen zu rechtschaffener Buße und ernster Heiligung unserer selbst; wollen mit täglich erneueter Wachsamkeit auf die Regungen und Triebe unserer Seele achten, mit täglich erneuetem Eifer allem unchristlichen und ungöttlichen Wesen uns mehr und mehr entwinden, mit täglich erneuetem Fleiße nach dem Reiche Gottes trachten und dasselbe kommen helfen zu unsern Nächsten; — auf daß wir so, wachsend stets im Glauben und reicher von Zeit zu Zeit an des Glaubens Früchten, wenn nun die Zeit unseres Abscheidens vorhanden ist, mit dem freudigen Bewußtsein, einen guten Kampf gekämpft zu haben, eingehen mögen zu der ewigen Ruhe. Dann wird man einst auch über unsern Gräbern in Wahrheit zeugen können: Selig sind diese, die in dem Herrn starben. Sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach! —

3.

Zu dem Zwecke aber, christliche Freunde, müssen wir Einer dem Andern getreulich beistehen und helfen. Zu inniger Gemeinschaft verbunden, von dem Bande des Friedens umschlungen, vom Geiste der Liebe durchdrungen, — so nur können wir nach Allem, was uns heilsam und dem Herrn wohlgefällig ist, mit rechter Freudigkeit und sicherem Erfolge streben und ringen. Und sagt, was könnte wohl dringender uns auffordern, alle unsere Dinge in der Liebe geschehen zu lassen, als die Feier des heutigen Tages? Das Todtenfest

will die Lieblosen und Zürnenden versöhnen. Das ist sein dritter Zweck. —

Die Zürnenden versöhnen; dämpfen und auslöschen in unserer Brust die verderbliche Flamme des Hasses und Grolles, der Feindschaft und Zwietracht, des Neides und der Mißgunst; und dafür entzünden das milde Feuer einer lautern Liebe, einer Liebe, die nicht das Ihre sucht, und nicht nach Schaden trachtet, die Alles glaubt und hofft, die Alles verträgt und duldet. Wie so gewaltig predigt der Tod Versöhnlichkeit! Wie so entschieden stimmt uns doch die Betrachtung des Todes zur Versöhnung! Was uns jemals im Leben gekränkt und erbittert, was uns jemals zum Zorne gereizt und zu Härten gegen unsern Nächsten hingerissen hat, — o wie kleinlich, wie nichtig, wie so gar nicht der Rede werth erscheint uns doch das Alles, wenn wir es im Spiegel der Ewigkeit betrachten! Wir haben wohl auch denen, die jetzt schlafen, als sie noch bei uns waren und nach Menschenweise mit uns verkehrten, zuweilen gezürnt und uns hin und wieder von ihnen beleidigt gefühlt. Aber wer, wer von uns Allen möchte ein Fünkchen von Unwillen über's Grab hinaus ihnen nachtragen? Wer möchte gegen sie, die nun vor dem höchsten Richter gestanden sind, ein bitteres Wort, einen Laut der Anklage erheben? Sogenannte Todfeinde haben oft bekannt, daß von dem Augenblicke an, wo den, welchen sie haßten, das Grab umschloß, ihr Gedächtniß auch wie ausgestorben gewesen sei für all' das Böse, das sie von ihm erlitten zu haben meinten. Wie sollten nicht auch wir Alle nur ein freundliches und wohlwollendes Andenken haben für unsere Verstorbenen! Wenn Etwas störend in unsere Erinnerung an sie sich eindrängt, so ist es dieß, daß wir ihnen so viel Liebe schuldig geblieben sind, daß wir ihnen in so vielen Stücken nicht gewesen sind, was wir ihnen hätten sein können, daß wir ihnen so oft wehe gethan, so oft Aergerniß gegeben haben, daß wir uns so oft träge finden ließen, wo es galt, ihnen das Leben angenehm zu machen und für den Frieden ihrer Seele zu wirken. Und da erfüllt uns denn wohl der wehmüthige Wunsch, daß wir sie nur noch einmal in unser versöhntes Herz könnten blicken lassen!

daß wir ihnen nur noch einen Beweis unserer Liebe geben, daß wir auf irgend eine Art gut machen könnten, was wir bei ihrer Lebenszeit versäumten!

Meine Freunde, das können wir in Wahrheit. Lassen wir die Todten ruhen, die in Gottes Hand volle Genüge gefunden haben, und tragen wir unsere versöhnliche und liebreiche Gesinnung über auf die Lebenden, die noch mit uns sind und der Erweisung unseres Wohlwollens noch bedürfen. Hier, im Reiche des Lebens, trage unsere Liebe die Früchte, die dem Todtenreiche nicht mehr nützen können. Hier giebt es für die Liebe genug — zu thun und zu wirken, zu tragen und zu dulden, zu vergeben und nachzusehen, nachzuholen und gut zu machen! Was hätten wir im Leben schon einander werden können, und sind es nicht geworden! Was hätten wir einander leisten sollen, und sind es uns schuldig geblieben! Wie viele schöne Früchte hätten gedeihen sollen unter der pflegenden Hand der Liebe in unserer Häuslichkeit und in unserm Umgange, in unserer bürgerlichen und kirchlichen Verbindung, — und sind verkümmert und sind erstickt unter dem Einflusse unserer Selbstsucht und Engherzigkeit, unseres unzeitigen Zürnens und trägen Kaltsinnes, — unserer Laune und Empfindlichkeit! —

O hinweg denn mit dem Allen! Der Geist der Liebe soll fortan uns treiben in allen unsern Lebenskreisen; der Geist der Liebe, die in Christo erschienen ist! Das sei der Bund, den wir heute schließen über den Gräbern unserer Todten; und unter den Werken, die ihnen nachfolgen, sei auch dieß, daß sie Frieden und Versöhnung gestiftet haben unter uns, den Lebendigen! Wenn es sein sollte, was menschliche Ahnung so gern träumt, daß ihnen ein Mitwissen, eine geistige Theilnahme an dem, was auf Erden vorgeht, gestattet ist, so werden sie dort, im Reiche der Vollendung, wo, wenn Alles aufhört, doch die Liebe bleibt, dieses unsers Bundes vor Gott sich freuen in heiliger Freude!

Schlagt denn ein in diesen Bund alle ihr offenbaren und heimlichen Feinde und Widersacher, die ihr, von langem Groll verblendet, bisher es nicht über euch gewinnen

konntet, einander in Liebe die Hand zu bieten! Gebt heute dem Zurufe der christlichen Kirche Gehör, den ihr so oft verschmähet habt. Hat der Weihnacht heilige Freude, die doch um des einigen Heiland's willen alle Herzen vereinigen sollte, — hat das gleiche Schuldbewußtsein, das ihr am Bußtage vor Gottes Thron brachtet, — hat der Geist der Gemeinschaft, dessen Wehen ihr am Pfingstfeste fühltet, — hat der gemeinsame Dank für den Erndtesegen, der aus einer und derselben milden Vaterhand kam, — hat das Alles euch nicht versöhnen können, o so laßt durch die gemeinsame Trauer dieses letzten Kirchfestes euch versöhnen. Nehmt heute, am kirchlichen Jahresschluß, Liebe statt Feindschaft aus dem Tempel mit nach Hause! —

Schlagt ein in den Bund, Alle, die ihr jemals gehaßt und geneidet, gekränkt und verfolgt, gezürnt und geflucht, lieblos gedacht und empfunden und geurtheilt habt! Oft habt ihr die Sonne des Tags untergehen lassen über eurem Zorn; laßt nicht jetzt noch des Kirchenjahres Sonne untergehen in Trauer über eures Herzens Härtigkeit; laßt, wenn wir nun von Neuem die Ankunft des großen Versöhners feiern werden, bereits eure Lindigkeit kund geworden sein allen Menschen! —

Schlag ein in den Bund, du ganze Gemeinde, mit allen deinen Gliedern! Hier an dieser Stätte, umringt von den Gebeinen derer, die einst dir angehörten, und jetzt zur höhern himmlischen Gemeinde berufen sind, — hier erkenne, daß vom Tode zum Leben hindurch dringen soviel heißt, als die Brüder lieben, und daß den Bruder hassen, nichts anders heißt, als im Tode bleiben. Hier gelobe, wacker zu sein, und zu stärken das Andere in dir, was sterben will! Siehe, du hast einen gar lieblichen Gottesacker. In diesem freundlichen Raume, der dein Gotteshaus umgiebt, unter diesen mächtigen Bäumen, zwischen diesen sinnig geschmückten Gräbern, — wer könnte da wandeln, ohne daß Träume der Unsterblichkeit und Ahnungen einer seligen Zukunft in dem großen Garten Eden jenseits über ihn kämen! Darum hat denn auch schon Mancher, der im Leben dir nicht

angehörte, zu ruhen gewünscht bei deinen Todten. — O laß deinen Todtengarten ein Bild werden des Lebens in dir! Laß dasselbe immer mehr gedeihen zu einem Leben in der Liebe, also, daß Jedermann wünschen müsse, bei dir das Gastrecht zu haben; daß Jedermann von dem Thun und Treiben in deiner Mitte den lebhaften Eindruck empfange, du seiest wahrhaft eine Gemeinde des Herrn, der selbst, von Liebe bewogen, der Erlösung großes Werk unternahm und seine Erlösten dabei erkannt wissen will, daß sie Liebe unter einander haben. —

Dazu hilf du, o Vater im Himmel! Laß dieß Trauerfest die Hoffnung, den Glauben und die Liebe in deiner Gemeinde stärken und so für sie zu einem Tage des Segens werden! An den Trostlosen, an den Sorglosen, an den Lieblosen, — an Allen wirke durch deinen Geist! Tröste die Weinenden, indem du das Leben der Todten ihnen vor die Seele stellst; erwecke die Sichern und Leichtsinnigen, indem du auf den Tod der Lebendigen ihren Sinn lenkst. Lehre uns Alle stets eingedenk sein, daß wir vielleicht schon in der zwölften Stunde stehen und nur noch kurze Frist zur Buße haben. Verleihe Kraft zu dem, was wir von Neuem geloben, daß wir in Liebe einander ermuntern und fördern und weiter helfen wollen auf dem Wege des ewigen Lebens. Und wenn sie nun bald oder spät abgelaufen ist, die Zeit, die du uns auf Erden zugemessen hast, so hilf, daß wir auf Christum sanft und still entschlafen, und dort dich, den wir hier geglaubt haben, schauen mögen ewiglich. Amen.

X.

Worin haben die Kinder des Lichts von den Kindern dieser Welt zu lernen?

Sonntag IX. post trin. 1841.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Text: Ev. Luc. 16. 1—9.

Er sprach aber auch zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtiget, als hätte er ihm seine Güter umgebracht.

Und er forderte ihn, und sprach zu ihm: Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten; denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein.

Der Haushalter sprach bei sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir; graben mag ich nicht, so schäme ich mich, zu betteln;

Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzet werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen.

Und er rief zu sich alle Schuldner seines Herrn, und sprach zu dem Ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig?

Er sprach: Hundert Tonnen Oehls. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, setze dich, und schreibe flugs funfzig.

Darnach sprach er zu dem Andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weitzen. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, und schreib achtzig.

Und der Herr lobete den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte: denn die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht.

Und ich sage euch auch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.

Andächtige Freunde!

Von dem Gleichnisse, welches der Herr hier erzählt, findet sich im Texte selbst eine zweifache Anwendung. Die eine ist am Schlusse ausgesprochen als Ermahnung: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon! Die andere, welche wir kurz zuvor lesen, ist ein auf Erfahrung und Beobachtung gegründetes allgemeines Urtheil: Die Kinder dieser Welt sind klüger, als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht.

So nahe verwandt dieses Urtheil mit jener Ermahnung ist, — indem ja eben darin die Klugheit der Weltkinder mit besteht, daß sie es verstehen, vermittelst des Mammons sich Freunde zu machen, — so werden wir doch wohl thun, Beides nicht zu einem Gegenstande unseres frommen Nachdenkens zu verschmelzen, vielmehr das Eine von dem Andern bestimmt zu sondern. Und wenn in unsern kirchlichen Andachten gewöhnlich jenes Erstere hervorgehoben, nämlich das Gleichniß von dem ungerechten Haushalter als Anleitung benutzt wird, wie man das irdische Gut weislich gebrauchen und mit demselben himmlische Güter zu erwerben suchen soll, — so laßt uns heute einmal insonderheit auf das Zweite unser Augenmerk richten, und an unserm Evangelium sehen, wie die Kinder des Lichts von den Kindern dieser Welt an Klugheit übertroffen werden. Auch das ist eine überaus lehrreiche Betrachtung. —

Bevor wir uns aber zu derselben anschicken, ist noch kurz die Frage zu beantworten: Wer sind die Kinder des Lichts, wer sind die Kinder dieser Welt? — Es leidet zwar keinen Zweifel, daß Christus bei dieser Unterscheidung wirklich zwei verschiedene Menschenklassen vor Augen hatte, wie sie auch noch jetzt neben einander bestehen; auf der einen Seite diejenigen, welche, ihrer himmlischen Berufung sich bewußt, vor Allem nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten, und in der aus einem heiligen Leben hervorgehenden Glückseligkeit ihr höchstes Ziel sehen; auf der andern Seite die, deren Lebenszweck dieß irdische Leben selbst mit seinen Gütern und Genüssen ist, deren Sinn

vor allen Dingen dahin steht, die Welt so gut als möglich zu nützen. Auch widersprechen diese beiden Lebensrichtungen in ihrer vollendeten Gestalt einander auf's Bestimmteste. Ein entschiedenes Weltkind kann nicht zugleich ein wahres Kind des Lichtes sein, denn dieses macht die Welt, sammt Allem, was darin ist, dem Himmel dienstbar; jenes würde, wenn es anginge, den Himmel mit allen seinen Kräften der Welt dienstbar machen. Wie denn auch Jacobus sagt: Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft.

Dennoch möchte ich, meine andächtigen Freunde, daß ihr nicht etwa, wenn hier von Weltkindern und Kindern des Lichtes die Rede ist, euch im Geiste ausschließlich auf die eine Seite stelltet; vielmehr wollen wir uns überzeugt halten, daß Jeder von uns noch Etwas von einem Weltkinde in sich trägt; das heißt, unser Sinn ist zwar auf eine höhere Weltordnung gerichtet, und durch das Licht derselben erleuchtet; aber doch noch immer nicht in dem rechten, vollen Maße; indem noch nicht alle unsere Wünsche auf die Verherrlichung des Gottesreichs abzielen, sondern viele derselben bei dem Zeitlichen, als solchem, und um seiner selbst willen, stehen bleiben, und noch nicht alle unsere Geschäfte im Dienste des Gottesreiches geschehen, sondern viele derselben einen lediglich irdischen Zweck haben. Und Jeder von uns kann daher die Vergleichung, zu welcher der Text uns veranlaßt, zum Theil an sich selbst und innerhalb seines eigenen Wesens vollziehen. Die Kinder dieser Welt sind klüger, als die Kinder des Lichts, will auch dieß sagen: der Mensch pflegt als Weltkind eine größere Klugheit an den Tag zu legen, denn als Kind des Lichts. Der Mensch, wo er trachtet nach dem, was auf Erden ist, geht gewöhnlich in seiner Art klüger zu Werke, als da, wo er trachtet nach dem, das droben ist. Und diese Klugheit ist denn an sich keineswegs etwas Tadelnswerthes; sie wird dieß aber in dem Falle, wenn sie, statt dem Ewigen und Unendlichen dienstbar zu sein, nur auf einen zeitlichen und endlichen Zweck als solchen sich richtet. — Klug nennen wir nun aber denjenigen, welcher, um seine Zwecke zu erreichen, alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte auf's Zweckmäßigste und Wirksamste in

Thätigkeit zu setzen weiß, und zu diesem Ende die Zukunft ernstlich bedenkt, die Vergangenheit sorgfältig benutzt, die Gegenwart umsichtig beherrscht. Hiernach beantworten wir uns jetzt die Frage:

Worin haben die Kinder des Lichts von den Kindern dieser Welt zu lernen?

Die Antwort darauf ist eine dreifache. Die Kinder des Lichts sollen von den Kindern dieser Welt lernen,

1) die Zukunft mit ihren Sorgen und Gefahren zu bedenken;

2) die Vergangenheit mit ihren Erfahrungen und Beobachtungen zu benutzen,

3) die Gegenwart mit ihren Kräften und Hülfsmitteln zu beherrschen.

Der Herr gebe uns Allen einen lernbegierigen Sinn! Amen.

I.

Unser Evangelium stellt uns einen Haushalter vor, welcher seit geraumer Zeit gewissenlos die ihm anvertraueten Güter seines Herrn heruntergebracht hat und jetzt auf dem Punkte steht, den verdienten Lohn seiner Ungerechtigkeit zu empfangen. Er sieht sich entdeckt. Es ist ihm von dem Herrn Absetzung von dem bisher verwalteten Amte angekündigt worden. Welche Wirkung hat das auf den Mann? Wir müssen gestehen, den Umständen nach — die beste. Unser Haushalter gehört nicht zu jenen Schwächlingen, die einem hereinbrechenden Ungemache nun alsobald zitternd und zagend erliegen, und von ihrer Angst sich dergestalt übermannen lassen, daß sie den Kopf verlieren und das Verderben nur dadurch beschleunigen; er gehört aber auch ebenso wenig zu jenen leichtsinnigen, verblendeten Thoren, die mit unbegreiflicher Sorglosigkeit selbst das drohendste Schicksal heranrücken sehen, und, mit blinder Zuversicht auf ihr Glück bauend, nichts Besseres meinen thun zu können, als wenn sie gar nicht an die Gefahr denken, die

schon über ihrem Haupte schwebt. — Nein, der Mann in unserm Evangelium, gleich weit entfernt von Bestürzung und Leichtsinn, richtet den freien und unbestochenen Blick ernstlich auf die nicht viel Gutes ihm versprechende Zukunft. Er verhehlt es sich nicht, was im Schoße derselben für ihn liegen wird. Was soll ich thun? spricht er zu sich selbst; mein Herr wird das Amt von mir nehmen, — und mir wird dann bloß die Wahl bleiben zwischen ungewohnter harter Arbeit und dem Bettelstabe. — So sinnt er, so sorgt er, so entwirft er sich das Bild der kommenden Zeit. Und aus der Ueberlegung reift der Entschluß. — Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun vom Amte gesetzt werde. — Und der Haushalter that klüglich daran, daß er die Zukunft mit ihren Sorgen bedachte, — und der Herr hatte Recht darin, daß er hernach solche Klugheit in ihrer Art lobte, wiewohl sie zu seinem Nachtheile war.

Was aber an diesem Haushalter zu loben war, das findet sich bei dem ganzen Geschlechte, welches er in seiner Person darstellt. Den Kindern dieser Welt überhaupt mangelt es in ihrer Art meistens nicht an der feinen Klugheit, die Zukunft mit ihren Sorgen und Gefahren bei Zeiten zu bedenken und in Betracht zu ziehen. Ihr Blick bleibt nicht innerhalb der Grenzen des heutigen Tages. Sie lassen sich durch die Lage des Augenblicks nicht leicht täuschen über dasjenige, was da kommen wird; sie berechnen das Ferneliegende nach bester Weisheit, um es dann zu gestalten und zu lenken auf die vortheilhafteste Weise; Vorsicht und Ueberlegung leitet alle ihre Schritte, von denen ihr irdisches Wohl mehr oder weniger abhängt. Ein ächtes Weltkind läßt sich von der Zukunft nicht leicht überraschen; es ist, wenn dieselbe zur Gegenwart wird, mit seinem Nachdenken immer schon dagewesen. Und wenn ich nun vorhin gesagt habe, daß Jeder von uns, meine andächtigen Freunde, Etwas von einem Weltkinde in sich trägt, so mögt ihr jetzt einmal prüfen, ob ihr nicht auch Alle Etwas von dem Lobe verdient, welches hier dem Haushalter ertheilt wird; von dem Lobe nämlich, daß ihr in

Dingen dieser Welt klüglich zu thun und namentlich die Zukunft wohl zu bedenken pflegt. Eure Sorge um das irdische Wohl ist immer der gegenwärtigen Stunde weit voraus. Es entgeht euch nicht, wenn ungünstige Umstände euer Hab und Gut bedrohen; ihr denkt auf Voranstalten, die Gesundheit und Kräfte eures Leibes zu erhalten und zu stärken; ihr spart, ihr legt zurück, ihr sammelt frühzeitig für eure alten Tage; ihr entwerft euch ein Bild von Verhältnissen und Verbindungen, in welche ihr vielleicht erst nach Jahren treten werdet, und geht mit euch selbst im Stillen darüber zu Rathe, wie der Vortheil, den sie euch bringen, zu sichern, die Unannehmlichkeiten, die in ihrem Gefolge kommen werden, abzuwenden seien; während ihr noch im männlichen Alter steht, so beschäftigen euch schon Pläne, deren Ausführung euch einen heiteren und sorglosen Abend des Lebens einbringen sollen. Ja, eure zeitliche Vorsicht geht bis über die Grenze dieser Zeit, über das Grab hinaus; ihr ordnet und verfügt und testirt, damit dereinst, wo ihr selbst nicht mehr handeln und genießen könnt, wenigstens in eurem Geiste gehandelt und genossen werde. —

Das Alles ist nun recht gut, und Niemand kann billigerweise aus solcher Lebensklugheit einen Vorwurf machen. Die in unserem Jahrhundert so selten gewordene heilige Einfalt, welche über dem Ewigen das Zeitliche ganz vergißt, und, während ihr Sinnen auf den Himmel steht, auf Erden keinen Bescheid weiß, und darum hier überall überlistet wird und zu kurz kommt, — diese heilige Einfalt ist uns auch nicht etwa deßhalb so ehrwürdig, weil es ihr an Lebensklugheit fehlt, sondern nur deßhalb, weil bei ihr das Trachten nach dem Reiche Gottes so vorwaltend erscheint. Also die Weltklugheit an sich gereicht euch nicht zum Tadel. Wenn ihr nur auch in geistlichen Dingen ebenso klug wäret, wie in irdischen! Wenn ihr nur auch in Beziehung auf euer Seelenheil die Zukunft mit ihren Sorgen und Gefahren ebenso ernstlich und vorsichtig bedenken wolltet, wie ihr es in Hinsicht auf eure weltlichen Angelegenheiten thut! Daran aber laßt ihr's noch fehlen, und oft, ach, wie sehr! Während

ihr bei allen euren irdischen Unternehmungen euch selber klüglich zuruft: Bedenke das Ende! so mögt ihr das Ende aller Enden, die Ewigkeit mit ihrer Verantwortung, mit ihrer Rechnung, mit ihrem Gericht, nicht allzuoft bedenken. Während ihr in Hinsicht auf Vermögen und Nahrung euch allezeit strecket nach dem, das davorn ist, und die Aussichten, dasselbe zu mehren und zu fördern, euch nicht entgehen laßt, so beschäftigt ihr euch wenig und selten damit, die günstigen Umstände auszuspähen, die zur Mehrung eures Reichthums an himmlischen Gütern euch dienen können. Während ihr dort nicht leicht eine Verbindung eingeht, ohne zuvor die Ueberzeugung gewonnen zu haben, dieselbe werde euch nicht zum Schaden gereichen, so tretet ihr hier sorglos in Verhältnisse ein, in denen es euch sehr nahe liegt, Schaden zu nehmen an eurer Seele. Während ihr im natürlichen, im bürgerlichen, im Geschäftsleben offene Augen habt für die Gefahren, die euch bedrohen, und dieselben vorsichtig vermeidet mit dem Glauben: Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um! — so geht ihr im sittlichen Leben oft blindlings einer Gefahr, einer Versuchung entgegen, von welcher ihr wohl hättet voraussehen können, daß ihr darin nicht Sieger bleiben würdet. Sehet ihr wohl, daß euer natürlicher Mensch in seiner Art klüger ist, als der geistliche? Müßt ihr nicht gestehen, daß die Kinder des Lichtes an kluger Betrachtung der Zukunft von den Kindern dieser Welt übertroffen werden? O ihr Kinder des Lichts, nehmet denn hierin von den Kindern der Welt, von dem natürlichen Menschen in euch selber, gute Lehre an!

2.

Wenden wir uns nunmehr wieder zu unserem Gleichnisse, so sehen wir hier die Klugheit des Haushalters noch in einer zweiten Art sich zu Tage legen. Es läßt sich nämlich nicht verkennen, daß derselbe, so sehr auch sein früheres Leben sich an ihm bestraft, dennoch jetzt die früherhin eingesammelten Erfahrungen und Beobachtungen sich wohl zu Nutze zu machen weiß, und gerade mit Hülfe derselben den schlauesten

Ausweg aus seiner gegenwärtigen bedrängten Lage findet. Nicht umsonst ist ihm in seiner bisherigen Stellung die Gelegenheit geboten worden, sich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Er hat nicht bloß die Güter und Besitzungen und Ausstände des Herrn kennen gelernt, — seine Rechnungsbücher enthalten nicht bloß die Namen der verschiedenen Schuldner, die an Jenen Zahlungen zu leisten haben, sondern er ist auch mit der Gesinnung, mit dem Charakter der Letztern vertraut geworden; er hat sich seine Leute angesehen, und weiß, was er ihnen bieten und zumuthen darf; weiß, daß Dieser und Jener und ein Dritter nicht anstehen wird, ihm jetzt zu einer Betrügerei, bei welcher beide Theile ihren Vortheil finden, die Hand zu reichen; er weiß sogar, wie viel er Jedem von ihnen bieten muß, um ihn sicher zu gewinnen, dem Einen zwanzig pro Cent, dem Andern funfzig. — Nehmen wir dazu noch dieß: die Ueberzeugung: mein Herr nimmt sicherlich das Amt von mir, — gründet sich ebenfalls auf frühere Erfahrungen. Der Haushalter hat in dem Herrn einen Mann kennen gelernt, der jetzt seinen Entschluß nicht wieder zurück nehmen wird. Auch täuscht er sich endlich nicht über die Strafbarkeit seines eigenen bisherigen Verhaltens. Mit einem Worte: er weiß die Vergangenheit mit Allem, was darin liegt, richtig zu würdigen und zu beurtheilen; er weiß die Beobachtungen und Erfahrungen derselben auf's Beste zu nützen; aus diesen zieht er jetzt seine Schlüsse, auf diese gründet er jetzt seine Entschlüsse. — Und er thut klüglich daran; und der Herr hat Recht darin, daß er ihn um solcher Klugheit willen lobt. —

Auch dieß Lob, meine andächtigen Freunde, läßt sich den Kindern dieser Welt meistens nicht absprechen. Die Vergangenheit mit ihren Erfahrungen und Erlebnissen, mit ihren gelungenen und mißlungenen Werken, mit ihren wohlthuenden und betrübenden Erinnerungen, ist ihnen ein reiches Schatzkästlein, ein wahres Noth= und Hülfsbuch, welches sie in ihrer Art gar trefflich auszubeuten verstehen. Laßt euch z. B. nur erinnern an das eine, unter ihnen gangbare, welt=

bekannte Sprüchwort: **Durch Schaden wird man klug.** Wirft nicht das schon ein hinlängliches Licht auf ihre Klugheit? Und wie oft, wie durchgehends finden wir die Wahrheit dieses Worts an ihnen selbst bestätigt! Wie das Thier die Schlinge meidet, in welcher es einmal gefangen war, so lassen sich die Kinder der Welt nicht leicht zum Zweitenmale berücken durch eine Sache, die ihnen schon früherhin einmal verderblich wurde. Einmal gehen sie vielleicht in die Falle; aber dann sind sie gewitzigt für immer, und ziehen so aus jedem Verluste noch den Gewinn einer heilsamen Vorsicht, und aus dem, was nicht mehr zu ändern steht, eine gute Lehre für dasjenige, was sie noch in ihrer Gewalt haben. Haben sie dagegen eine Maxime aus Erfahrung als nützlich erkannt, so hüten sie sich wohl, von derselben abzuweichen; uud hat ein guter Erfolg ihre Unternehmung gekrönt, so unterlassen sie nicht, auch fernerhin jedesmal den ihnen bewährten Weg einzuschlagen; sie pflegen keine Erfahrung, sie sei gut oder schlimm, vergebens zu machen. Kurz, die Weltklugheit lernt nicht, um wieder zu verlernen; sie hat ein offenes Auge für den Tag, welcher dahin ist, um dadurch ihren Blick zu schärfen für den, welcher kommen soll; die Vergangenheit ist ihr ein Kapital, mit dessen Zinsen sie rastlos wuchert. —

Auch darf und soll das so sein bei uns Allen. Und wer von euch, meine Freunde, bei diesen Worten sich selbst getroffen fühlte, ei, der braucht sich mit nichten dessen zu schämen. Wohl aber möge er sich beschämt fühlen in dem Falle, wenn er sich etwa gestehen muß, daß er an himmlischer Weisheit ärmer ist, als an Weltklugheit; daß er als Bürger des Gottesreiches bei weitem nicht in dem Grade, wie als Weltbürger, die Kunst versteht, die Vergangenheit mit ihren Erfahrungen und Beobachtungen zu benutzen. — Wie Wenige sind vielleicht unter uns, meine Lieben, denen diese Beschämung erspart bliebe? Wie nachlässig pflegen wir doch in unserem sittlichen Leben die eingesammelten Erfahrungen zu nützen; wie dürftig ist hier oft der Gewinn, den wir aus den verflossenen Tagen ziehen; wie taub sind wir so häufig gegen die Sprüche der Warnung und Züchtigung, der Tröstung und Ermunterung,

welche in dem lehrreichen Buche unserer Vergangenheit Blatt für Blatt geschrieben stehen! Wir haben's in so mancher heiligen Stunde tief empfunden, wie selig es sich lebt, und welch ein unschätzbares Gut es ist, wenn das Herz Versöhnung und Frieden gefunden hat mit Gott, — und doch können wir immer wieder Tage und Jahre hingehen lassen, ohne diese Versöhnung zu suchen, ohne diesem Frieden nachzujagen! Heißt das die Erfahrung weislich nützen? — Unsere Erinnerung giebt uns so vielfaches Zeugniß davon, wie alle Züchtigung zwar, wenn sie da ist, uns Traurigkeit zu sein dünkt, darnach aber eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit giebt, wenn wir uns nur dadurch wollen üben lassen, und wie uns, wenn wir nur fest bleiben in der Liebe, alle Dinge zum Besten dienen müssen; und doch kann es uns noch so oft begegnen, daß wir um einer Trübsal willen, die uns auferlegt wird, kleingläubig werden und verzagen, und hadern mit Gott. Haben wir so wohl aus der verflossenen Lehrzeit den rechten Gewinn mitgebracht? — Was soll ich endlich davon sagen, wie wir im Ganzen so wenig die guten Lehren der Vergangenheit uns aneignen, um die Sünde meiden und überwinden zu lernen? Wir wissen recht gut aus so manchen früheren Beobachtungen, auf welche Weise die böse Lust in uns rege wird, und können doch immer wieder so sorglos und sicher sein, wenn jene bedenklichen Merkmale sich einstellen. Wir kennen aus so vielen Erfahrungen die Schlingen, welche die Sünde uns legt, und gehen doch immer wieder hinein, und werden doch nimmer durch Schaden klug. So viele Stunden bitterer unseliger Reue stehen uns noch so lebhaft vor der Seele, und doch thun wir immer wieder, was bittere Reuethränen nach sich zieht. Ist's nicht also? Sind wir nicht als Kinder des Lichts viel unkluger und unverständiger, und viel weniger darauf aus, die Vergangenheit mit ihren Erfahrungen zu nützen, denn wir es als Kinder dieser Welt sind?

3.

Und daran knüpfe sich denn sogleich noch ein drittes

Bekenntniß, — dieß nämlich, daß wir als Kinder des Lichts von den Kindern dieser Welt auch insofern an Klugheit übertroffen werden, als diese meist die Gegenwart mit ihren Kräften und Hülfsmitteln besser zu beherrschen wissen. — So mißlich die Lage des Haushalters ist, als ihn der Herr zur Rechenschaft zieht, so gut weiß er sich zu helfen und der drohenden Noth vorzubauen. Ungesäumt geht er an's Werk. Mit ebenso viel Umsicht, als Entschlossenheit, benutzt er die kurze Frist, während welcher ihm noch die Verwaltung der Güter bleibt. Er ruft des Herrn Schuldner zu sich, um dieselben durch Erlaß verhältnißmäßig bedeutender Theile ihrer Schuld auf Unkosten des Herrn sich selber zu verpflichten. Statt hundert, die zu zahlen sind, läßt er den Einen funfzig schreiben, den Andern achtzig, und so weiter. — Wir sehen hier, wie überall in unserer Betrachtung, ab von dem sittlichen Werthe des Haushalters und bringen bloß die Zweckmäßigkeit der von ihm ergriffenen Maßregeln in Anschlag. Diese aber leuchtet wohl auf den ersten Blick ein, und wir müssen gestehen, dieser Mann kauft die Neige der Zeit, die ihn noch am Ruder der Wirthschaft sieht, vortrefflich aus. Die Zukunft findet ihn vorbereitet; die Vergangenheit hat ihn belehrt; die Gegenwart mit ihren Hülfsmitteln muß ihm zu Diensten stehen. Und der Haushalter that klüglich daran, und der Herr hatte Recht darin, ihn zu loben. —

So sind die Kinder dieser Welt. Sie unterlassen nie, zu ihren Zwecken die Umgebungen und Verhältnisse, in denen sie stehen, zu prüfen und zu durchschauen, und, soweit das irgend in ihrer Macht steht, dieselben sich dienstbar zu machen. Sie nützen den Tag, so lange es Heute heißt, sie lassen den entscheidenden Augenblick nicht träge unter den Händen entfliehen. So ist die Menschheit überhaupt in ihren weltlichen Unternehmungen und Geschäften. Der Landmann, welcher sein Feld bauet, nimmt zu Saat und Erndte, zur Aus- und Einfuhr die Gunst des Augenblickes wahr; der Kaufmann, den sein Handel nähren und bereichern soll, sucht zu Einkauf und Verkauf den rechten Zeitpunkt, den vortheilhaftesten Ort

zu finden; der Staatsmann, der rathend und lenkend am Steuer des Reichs sitzt, weiß die Verhältnisse zu unterscheiden und zu gestalten, die Krieg oder Frieden, Auflage oder Ermäßigung fordern und räthlich machen. Sie Alle verstehen in ihrer Art und für ihren irdischen Beruf die Zeichen der Zeit zu deuten, aus den Umständen, wie sie sich bieten, Vortheil zu ziehen, die Gegenwart mit ihren Hülfsquellen und Hülfsmitteln zu nützen.

Und auch hier wiederum will ich ausdrücklich daran erinnern, daß solche Klugheit Niemanden zur Unehre gereicht. Vielmehr können wir den nur bedauern, welcher in irdischen Dingen Augen hat, zu sehen, und doch nicht sieht, und Ohren hat, zu hören, und doch nicht hört. Nur ist noch ungleich mehr derjenige zu bedauern, welcher für das Wohl seiner unsterblichen Seele das gegenwärtige gesegnete Jahr des Herrn mit seinen Heilsveranstaltungen, den heutigen Tag mit seinen vortheilhaften Conjunkturen, den Augenblick mit seinen günstigen Verhältnissen, zu beherrschen, zu gebrauchen, auszukaufen nicht versteht und nicht klug genug ist. Und wie oft sind doch in der That die Kinder des Lichts dazu bei weitem nicht klug genug! Wenn an dich, gel. Mitchr., jetzt die Frage ergeht: ob du wohl aus allen den Verbindungen und Verhältnissen, in welchen du jetzt eben stehst, und die du doch allesammt als Veranstaltungen Gottes zu deinem Heil ansehen mußt, — ob du aus ihnen wirklich den ganzen geistigen Gewinn ziehst, der dir darin bereitet liegt, — ob sie dir wirklich in dem Maße eine Schule zum ewigen Leben werden, wie sie es werden könnten? — wenn die Frage jetzt an dich ergeht, mußt du nicht verstummen? mußt du nicht bekennen, du seiest zwar nicht ein ungerechter, aber ein überaus unkluger Haushalter, der die, ach, nur allzubald verschwindenden Hülfsmittel und Kräfte der Gegenwart nicht auszubeuten versteht? Du hast Freunde, welche dir wahre Wegweiser zum Heil werden könnten, wenn du entschlossen und aufrichtig genug wärest, in eine heiligende Gemeinschaft mit ihnen zu treten; aber du genießest sie bloß im heiteren geselligen Um-

gange, und magst sie als Rathgeber in himmlischen Dingen nicht nützen. Du hast Feinde, denen gegenüber dir die beste Gelegenheit und Aufforderung wäre, in Demuth und Selbstverleugnung, in Nachsicht und vergebender Liebe dich zu üben; aber du willst es nicht verstehen, warum die Anfechtung dir aufgelegt ist, und der irdische Widersacher wird durch deinen Unverstand auch ein Feind deines Seelenwohles. Du hast Weib und Kind, Eltern und Geschwister; alle diese Bande sind eben so viele Bildungs= und Erziehungsanstalten für dich, um dich zu einem höheren und vollkommneren Leben zu reifen; es liegt in ihnen eine Fülle von Segen, — aber du findest den Segen nicht heraus, machst ihn dir nicht zu eigen, nützest nicht jeden Tag, um dir alle jene Verbindungen zum Besten dienen zu lassen. — Je weniger wir es leugnen können, meine Freunde, daß auch hierin unsere himmlische Weisheit von unserer Weltklugheit überboten wird, um so mehr laßt uns Fleiß thun, der Welt dasjenige abzulernen, was sie in ihrer Art voraus hat; damit, wenn nun der Tag kommt, da das Amt dieses irdischen Lebens von uns genommen wird, friedliche Hütten uns aufzunehmen bereit stehen mögen. Amen.

XI.

Simon der Zauberer und Petrus der Apostel.

Sonntag V. post trin. 1841.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Text: Ap. Gesch. 8. 18—24.

Da aber Simon sahe, daß der heilige Geist gegeben ward, wenn die Apostel die Hände auflegten, bot er ihnen Geld an,

Und sprach: Gebet mir auch die Macht, daß, so ich Jemand die Hände auflege, derselbige den heiligen Geist empfange.

Petrus aber sprach zu ihm: Daß du verdammet werdest mit deinem Gelde, daß du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlanget.

Du wirst weder Theil noch Anfall haben an diesem Wort; denn dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott.

Darum thue Buße für diese deine Bosheit, und bitte Gott, ob dir vergeben werden möchte der Tück deines Herzens.

Denn ich sehe, daß du bist voll bitterer Galle, und verknüpft mit Ungerechtigkeit.

Da antwortete Simon, und sprach: Bittet ihr den Herrn für mich, daß der Keines über mich komme, davon ihr gesagt habt.

Meine andächtigen Freunde!

Die apostolische Geschichte bietet uns eine Reihe von Bildern dar, deren Betrachtung uns ein lebhaftes Bewußtsein giebt von der in dem Reiche Gottes niedergelegten Gottesfülle, und von der Kraft, welche die Kirche des Herrn allen Angriffen von Außen und aller Verderbniß im Innern von jeher entgegenzusetzen hatte. Wir sehen da die ersten Verkündiger des Evangeliums in allerlei Weise mit feindseligen Gewalten zu-

sammentreffen, und die Nichtigkeit und Ohnmacht, in welcher die letzteren stets erschienen, dient nur, das Werk Gottes in ein desto glänzenderes Licht zu stellen.

Ein Bild dieser Art haben wir denn nun auch in der Erzählung unseres Textes vor Augen. Simon, ein Zauberer genannt, trieb in Samarien sein Wesen, und machte durch eitle Künste das Volk glauben, er wäre etwas Großes und mit einer besonderen Gotteskraft ausgerüstet. Wie aber alles trügerische Wesen der Wahrheit gegenüber nie lange sich zu halten vermag, so mußte auch die Gaukelei dieses Mannes aufhören, als in den Kreisen, wo er wirkte, die wahre Gotteskraft sich thätig zu erweisen begann. Ja, sei es nun, daß er durch die Predigt des in Samarien damals auftretenden Apostels Philippus bis zu einem gewissen Grade wirklich überzeugt ward, oder daß er nur der für das Evangelium mehr und mehr sich entscheidenden Volksstimmung klüglich nachgab, — kurz, Simon selbst, wie die Geschichte weiter erzählt, wurde gläubig, ließ sich taufen, und hatte, zu dem Philippus sich haltend, fortan vielfache Veranlassung, der Apostel Werke und den Erfolg ihrer Predigt zu bewundern. Daß sein Glaube jedoch ein sehr mangelhafter, seine Bekehrung eine sehr zweideutige gewesen sein müsse, beweist unsere Erzählung. Er erscheint darin noch ganz und gar als bethörtes Kind der Finsterniß, und sein Verhalten, dem des Apostels Petrus gegenüber, kann durchweg dazu dienen, die Nichtigkeit der Welt der Herrlichkeit des Reiches Jesu gegenüber erkennen zu lassen. In diesem Sinne möge denn

Simon der Zauberer und Petrus der Apostel

den Gegenstand unserer heutigen Betrachtung bilden. Die Beziehungen, in denen wir Beide miteinander zu vergleichen haben, nehmen wir der Reihe nach aus der vorliegenden Erzählung. —

Der Herr wolle diese Stunde reichlich an uns Allen segnen und sie uns zur Erweckung dienen lassen, nicht die Welt lieb

zu haben, noch was in der Welt ist, sondern am Ersten nach seinem Reiche zu trachten. Amen.

1.

Schon die ersten Worte des Textes geben uns Gelegenheit zu einer lehrreichen Betrachtung über den Unterschied zwischen dem Wesen des Himmelreichs und der Welt. Da Simon sahe, daß der heilige Geist gegeben ward, wenn die Apostel die Hände auflegten, bot er ihnen Geld an und sprach: Gebt mir auch die Macht, daß, so ich Jemandem die Hände auflege, derselbe den heiligen Geist empfange. Die Hauptpersonen der Erzählung stehen hier einander gegenüber, ausgerüstet mit ganz verschiedenen Kräften. Der Eine hat Geld anzubieten, und vielleicht in nicht geringem Maße, ist aber ohne Antheil an jener geistigen Kraft, welche von den Aposteln ausging. Der Andere ist derselbe, welcher, noch vor Kurzem, unvermögend, eines Bettlers Ansprüche zu befriedigen, bekennen mußte: Silber und Gold habe ich nicht, dem aber dabei eine staunenswerthe Gewalt, ein mächtiger Einfluß auf die Gemüther gegeben ist. Vergleicht nun, meine Lieben, Beide miteinander, das Weltkind mit dem Kinde des Reiches, den Zauberer mit dem Apostel, und ihr sehet hier erstens:

irdische Machtmittel verdunkelt durch die Gewalt des Geistes.

Das Geld ist der Inbegriff der irdischen Machtmittel; es ist der Hebel aller in der Welt wirkenden Kräfte; es ist die Anweisung auf jeglichen Besitz. Durch Geld kann man des leiblichen Lebens höchste Reize erkaufen, den ausgedehntesten Einfluß in der menschlichen Gesellschaft gewinnen, die großartigsten Unternehmungen ausführen. Durch Geld kann man Alles! — Und doch, zu welch einer unbedeutenden Macht sinkt dieser Götze der Welt herab, wenn es sich darum handelt, im Reiche des Geistes große und heilsame Wirkungen und

Erfolge hervorzubringen! Wie ohnmächtig erscheinen alle irdischen Machtmittel, wenn man sie vergleicht mit jener unsichtbaren und geheimnißvollen innern Kraft, durch welche die Geister einander anziehen und aufeinander wirken, einander bestimmen und leiten! Wenn eines weisen Lehrers lebendiges Wort über den Kreis derer, die zu seinen Füßen sitzen, wie durch Zauber das Licht einer klaren Erkenntniß verbreitet; wenn eines Mannes begeisterter Wille in Tausenden eine gleiche Begeisterung weckt; wenn durch eine hingebende geduldige Liebe, mit welcher es sich gesucht und behandelt sieht, zuletzt auch das widerstrebendste und störrigste Herz überwunden und gewonnen wird; wenn aus einer reinen und heiligen Seele, in deren Nähe, in deren Gemeinschaft wir treten, der Friede wie in sanften Strömen herüberfließt in unser unruhiges Gemüth, oder wie Blitze des Himmels heilsame Schrecken fallen in unser schlafendes Gewissen, — seht, meine Freunde, so müssen wir in dem Allen die Wirkung einer höheren Kraft erkennen, welche durch keine weltliche Macht sich ersetzen, durch keine äußeren Mittel sich erzwingen, und mit welcher kein irdischer Reichthum sich auch nur vergleichen läßt.

O, wer nur ein Auge haben will für diese Ueberlegenheit geistiger Gewalten über jede äußere Macht, wie deutlich erkennt er sie im täglichen Leben, wie glänzend tritt sie ihm entgegen aus den Büchern der Geschichte! Von jeher haben irdische Mittel nicht vermocht, aufzubauen, wozu nicht der Geist den Grund legte, oder zu stürzen, was der Geist aufbauete. Von jeher ist die Welt mit ihren Kräften ohnmächtig erschienen, wo sie entweder feindlich hemmend, oder unnatürlich beschleunigend in die Bewegungen des Geisterreiches, des Gottesreiches insonderheit, eingreifen wollte. Was der demüthigen Predigt wandernder Glaubensboten gelungen ist, das konnten bewaffnete Armeen nimmer erzwingen. Die Gedanken, welche Luther entfesselte, haben durch die höchste Fülle irdischer Herrschaft sich nicht wieder binden lassen. Und Crösus mit seinen Schätzen ist in Wahrheit unendlich ärmer

und unbedeutender, als der ärmste der Apostel, als der geringste der Propheten.

Gewiß meine Freunde, es ist ein wohlthuender und erhebender Gedanke, daß in denjenigen Gaben, welche in der Welt so ungleich vertheilt sind, und so oft außer allem Verhältnisse zu Verdienst und Würdigkeit stehen, nicht die Hauptkraft des wirkenden und nach Wirksamkeit verlangenden Menschen liegt; und daß dagegen gerade die mächtigsten Mittel eines heilsamen Einflusses auf die Mitwelt durch Gottes Gnade in Jedermanns Hand gegeben sind. Ihr, die ihr arm und unangesehen seid, was zürnt ihr doch über das blinde Glück, was sehet ihr doch scheel, wenn in ungeschickter oder träger Hand die Kräfte dieser Welt sich häufen, und sprecht bei euch selber: wenn ich nur könnte, wie ich möchte, wenn ich nur die Mittel in Händen hätte, — wie segensreich wollte ich wirken für Gottes Reich, wie viele Uebelstände wegräumen, wie mancher guten Sache aufhelfen, wie manche Seele gewinnen, wie bald hier und dort eine heilsame Ordnung einführen! — O sprecht nicht so! Klagt nicht über ein Mißverhältniß, das in Wahrheit nur scheinbar ist! Das Wichigste, das bei weitem Größeste, was zu einer gedeihlichen Wirksamkeit im Reiche Gottes gehört, das ist, bei aller Laune des Glück's, euch unbenommen. Ein gläubiges Herz, ein heiliger Wille, eine selbstverleugnende Liebe, ein beharrlicher Eifer, — seht, das sind die Kräfte und Gaben, mit denen man Wunder thut im Namen des Herrn. Wenn ihr diese Gaben besitzt, dann steht ihr in der Apostel Gemeinschaft und habt Antheil an ihrer Wirksamkeit; dann geht auch von euch, wo ihr die Hand segnend auflegt oder hülfreich ausstreckt, der Geist des Friedens, der Kraft, der Zucht, der Weisheit aus. —

Eine so erhebende Wahrheit das aber ist für die rechten Arbeiter im Weinberge des Herrn, so demüthigend ist es für diejenigen, welche weiter nichts, als irdische Kräfte, für das Gottesreich aufzuweisen haben. Nicht etwa, als ob diese Kräfte überhaupt etwas Verächtliches wären; nein, wo Geld und Gut, wo Gewalt und Einfluß in würdige Hand gegeben sind, da bilden sie ein mächtiges Gewicht in der Wag-

schale der guten Sache; wie sie umgekehrt im Dienste der Ungerechtigkeit grenzenloses Unheil anzurichten vermögen. Wie die Apostel selbst umherzogen und Geldbeiträge einsammelten für arme und nothleidende Gemeinden, so können auch wir zur Begründung und Erhaltung heilsamer Anstalten im Reiche Gottes dieses Mittels nie und nimmer entbehren. Und wiederum, wenn Judas durch dreißig Silberlinge zu der finstersten That sich reizen und hinreißen ließ, so ist das nur ein ewig gültiges Bild von der verderblichen Macht des Mammons, durch welche ja so oft schon die Redlichkeit bestochen, die Unschuld verführt, die Treue wankend gemacht, die Freimüthigkeit zu feiger, knechtischer Gesinnung herabgestimmt wurde. Aber wohl verstanden: was irdische Machtmittel Gutes wirken, das wirken sie erst vermöge des Geistes, der sie zu seinen Zwecken sich dienstbar zu machen weiß, und ihnen erst die Macht einhaucht; und was sie Arges hervorbringen, das geschieht nur, weil ihnen des Geistes Macht nicht ernstlich genug entgegentritt. Sie bleiben also fort und fort das Untergeordnete, sie bleiben todt, wo sie ohne Geist, ohnmächtig und verächtlich, wo sie gegen den Geist auftreten. Und wahrhaft arm seid ihr, die ihr weiter nichts, als Gold und Silber, anzubieten habt, um apostolisch zu wirken. Wie mögt ihr stolz herabsehen auf den, welcher nur mit geistigen Gaben belehnt ist? Nein, beschämt und gedemüthigt steht ihr ihm gegenüber, und euer Besitz wird durch den seinigen sehr verdunkelt. Denn mit eurem mottenfressigen Reichthum vermögt ihr keine Seele von dem Tode zu erretten, kein Herz zu gewinnen, keinen guten Entschluß zu erwecken, kein Gefühl des Friedens und Trostes zu beleben, keinen Irrthum zu verscheuchen, keinen Funken edler Begeisterung zu entzünden. —

2.

Oder könntet ihr darüber noch in Zweifel sein? O dann verdientet ihr kaum milder beurtheilt zu werden, als hier Simon beurtheilt wird. Wir sehen nämlich in unserem Texte zweitens

eine unheilige Anmaßung gerichtet von einem heiligen Zorn.

Gebet mir auch die Macht, sprach Simon, daß, so ich Jemandem die Hände auflege, derselbe den heiligen Geist empfange. — Und dazu bot er den Aposteln Geld an. —

Der Mann war in einem Irrthume befangen, welcher darin bestand, daß er meinte, wie es hernach heißt, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt. Wenn irgend ein Irrthum sündlich genannt zu werden verdient, so dieser. Schon als eine bloße Meinung, als eine bloße falsche Ansicht betrachtet, konnte derselbe nur aus einem bethörten und finstern Sinne kommen, aus einem Sinne, welchem jede tiefere Erkenntniß Gottes fremd war. Wie unwissend muß der sein, welcher meinen kann, die Gemeinschaft mit Gott könne durch äußerliche Künste der Magie und Zauberei gewonnen werden, ohne daß sie sich entwickele aus dem innersten Leben heraus! Zugleich aber ist mit jenem Irrthume eine blinde und wahrhaft vermessene Anmaßung gepaart, indem Simon nicht bloß aus gänzlicher Unkunde das Göttliche in den Staub herabzieht, sondern hochmüthigerweise sich selbst schon vermöge dessen, was er zu bieten hat, für fähig hält, in den Reihen der heiligen und erleuchteten Männer aufzutreten, die durch die Predigt des Evangeliums der Welt eine andere Gestalt geben sollten. Was nur in demuthsvollem Gebete errungen werden konnte und sollte, das wollte er mit seinem schnöden Gelde erwerben. Gebt mir die Kraft des fortzeugenden Geistes, — ich will's bezahlen! — Die Gottesgabe, die Christus seinen auserwählten Rüstzeugen vom Vater gesandt hatte, die sah Jener an als ein Gut, um welches zu handeln er reich genug sei. Macht mich auch zum Apostel, — ich verlange es nicht umsonst! Die weltüberwindende Kraft, die der sterbende Erlöser durch sein Kreuz denen erkämpft hatte, die in schwerem Bußkampfe sich selbst besiegen würden, die wollte der Zauberer durch Kauf an sich bringen, wie ein feiles Geheimniß, wie ein neues Kunststück:

Gebt mir jene Macht über die Geister, wie ihr sie habt; hier ist, was es kostet! —

Ja wohl ein Irrthum, bei welchem das Herz nicht rechtschaffen vor Gott sein konnte! eine wahrhaft unheilige Anmaßung! Ach, daß sie beispiellos wäre! Aber das ist sie nicht. Noch immer, auch in unseren aufgeklärten Zeiten, findet er seines Gleichen, dieser hochmüthige Tück des Herzens, mit welchem der Mensch jede himmlische Gabe für feil, und sich selbst zu jedem göttlichen Werke für hinlänglich befähigt hält, wenn er nur dasjenige im reichen Maße besitzt, was die Welt für das Höchste und Wichtigste ausgiebt. Wenn der Herr spricht: Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch das Andere Alles zufallen, — o wie Viele sind doch da, die das gerade umkehren, indem sie meinen, wenn sie nur das Andere Alles, wenn sie nur Geld und Gut, Ansehen und Einfluß im gehörigen Grade erlangen, — die Kräfte des Himmelreichs, die Gaben des heiligen Geistes, die seien das bei weitem Leichtere, die zu erlangen sei eine Sache, damit sich schon fertig werden lasse. Und wenn zu Luthers Zeiten in einem großen Theile der Christenheit der Irrthum eingeschlichen und von Oben herab geheiligt war, daß man gegen Erlegung größerer oder kleinerer Summen im höhern oder mindern Maße die Vergebung der Sünden, das Wohlwollen der himmlischen Mächte oder einen heiligen Namen in der Kirche Christi erwerben, mit andern Worten, daß man Gottes Gabe durch Geld erlangen könne, so war das nur ein Tück des menschlichen Herzens, welcher seitdem auch wohl in unserer evangelischen Christenheit nicht überall ausgestorben ist, sondern hier und dort deutlicher oder versteckter sich zeigt. —

Und seht, meine Lieben, das möchte ich den eigentlich argen und gefährlichen Geldstolz nennen. Sich um deßwillen auf den Reichthum Etwas einzubilden, weil man durch denselben viel auszurichten vermag, das ist nicht der schlimmste Hochmuth, — denn er gründet sich wenigstens auf eine unbestreitbare Wahrheit und hält sich in den ihm natürlichen Schranken. Aber um irdischer Güter und Kräfte

willen sich für ebenbürtig zu halten den Kindern des Lichtes, und sich einzubilden, das leidige Geld öffne auch den Weg zu einer bedeutenden Stellung in der Welt des Geistes, zu einem Ehrenplatze im Reiche Gottes, seht, das ist ein dünkelhafter Uebermuth, bei dessen Anblicke jedes fromme Gemüth entbrennen muß, mit heiligem Zorne zu sprechen: Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde! —

Mit diesen Worten wird des Simon Anmaßung von dem Apostel gerichtet. Eine harte Rede ist es, das läßt sich nicht leugnen; aber so wenig ungeistlich und unapostolisch, daß sie uns vielmehr Ehrfurcht einflößt vor dem, welcher also sprechen konnte in der Vollmacht Gottes. Denn nicht etwa ist es eine Verleugnung der Menschenfreundlichkeit, der Christenliebe, was aus diesen Worten spricht; Petrus richtet nicht die Person, sondern die Sünde, nicht die Seele, sondern der Seele Befleckung: Daß du verdammet werdest mit deinem Gelde! sagt er. Daß dieser dein freventlicher Hochmuth, der Gottes Gnade zu einem Handelsartikel erniedrigt, an dir verurtheilt werden, dein diesem Hochmuthe ergebenes Herz dessen ganze Unseligkeit empfinden möchte. Und auf diesem Standpunkte bleibt der Apostel während der ganzen Strafpredigt. Wenn er den Andern züchtigt mit der Rede: Ich sehe, daß du voll Ungerechtigkeit und bitterer Galle bist; wenn er ihn schreckt durch den Vorhalt: Dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott; wenn er ihn demüthigt mit der Weissagung: Du wirst weder Theil noch Anfall haben an diesem Worte, — so liegt in dem Allen des Eiferns ungeachtet keine Spur von feindseliger Gesinnung, von Groll gegen die Person. — Ja, was des Petrus Gesinnung gegen den Verirrten selbst anlangt, so zeigt sich vielmehr dieselbe als heilige Liebe recht deutlich in der Ermahnung: Thue Buße für diese deine Bosheit, und bitte Gott, ob sie dir vergeben werden möchte. Also der Apostel will nicht, daß der Sünder verloren werde, daß er für immer seiner Bosheit Folgen trage. Weiset er ihn doch hiermit dringend hin auf den einzigen Weg des Heils; ermuntert er ihn doch, die

Versöhnung mit Gott zu suchen, aus welcher allein des Menschen Seligkeit erblühet. Der Apostel richtet nur, um zu retten.

Und dann noch Eins. Der Apostel zürnt nicht um einer Beleidigung willen, die ihm selbst widerfährt, sondern um eines Unglimpfes willen, der dem Reiche Gottes angethan wird. Ihm selbst wird ja durch das Begehren des Simon Ehre angethan und Geld angeboten; das an sich kann ihn nicht kränken. Aber die darin liegende Herabsetzung dessen, was ihm das Heiligste ist, die reizt seinen Zorn. Er zeigt ein lebhaftes Rechtsgefühl, ohne eine Spur von Rachegefühl. —

Seht, Geliebte, das ist der heilige, der christliche, der apostolische Zorn, von welchem Paulus sagt: Eifern ist gut, wenn es geschieht um das Gute; ja, zu welchem er auffordert, wenn er spricht: Zürnet, und sündiget nicht! und von welchem auch in den Thaten und Reden des Erlösers manches Beispiel vorkommt. An dem Zorne laßt uns doch recht oft den unsrigen messen und prüfen. Laßt uns doch, so oft unser Herz in Unmuth entbrennen will, uns selber recht nüchternen Sinnes die zwei Fragen vorlegen: wofür, — und wogegen zürnst du?

Wofür zürnst du? — Ach, ich fürchte, wir werden uns da oft gestehen müssen: du eiferst nicht für irgend eine beeinträchtigte gute und heilige Sache, sondern bloß für dein verletztes besonderes Interesse. Du eiferst nicht für die Wahrheit, du eiferst für dich! — Wir sehen wohl nur allzuoft kalten Blutes zu, wie außer uns dem guten Rechte Unbill angethan wird, — und gerathen allzuschnell in Harnisch, wo man unsere eigenen Rechte zu kränken scheint. Gerade umgekehrt sollte es sein, — dort schnell zu eifern, — hier langsam zum Zorn. —

Und wogegen zürnest du? das sei die andere Frage. Ist es des Anderen Sünde, ist es bloß das Böse in ihm, und weiter nichts, als das, — nun, so wird dein Friedenswunsch um so inniger, dein aufrichtiger guter Rath um so dringender dem Irrenden selbst sich zuwenden; aber wehe,

wenn dein Zorn gegen die Person, gegen den Menschen, gegen den Bruder sich richtet! dann thut er nicht, was vor Gott recht ist. Doppelt und dreifach wehe, wenn du dem Nächsten vielleicht eben gar zürnst um dieser oder jener guten Eigenschaft willen, die dir ungelegen ist, um dieses oder jenes christlichen Wortes oder Werkes willen, das dich verdrießt; wenn du des heiligen Zornes Rede freventlich verkehrend, vielleicht gar sprechen solltest: Daß du verdammt werdest mit deiner Gewissenhaftigkeit, mit deiner Gottesfurcht, mit deiner Wahrheitsliebe! —

3.

Des Apostels harte Rede bringt eine heilsame Wirkung hervor. Das erkennen wir aus dem Schlusse unserer Texteserzählung. Da antwortete Simon und sprach: Bittet ihr den Herrn für mich, daß der Keines über mich komme, davon ihr gesagt habt. Aber so heilsam der Mann auch erschüttert sein mochte, so gewährt er doch wiederum auch bei diesem Worte ein anschauliches Bild von der Nichtigkeit des Wesens der Welt dem Wesen des Gottesreichs gegenüber. Wir sehen hier drittens

den kläglichsten Kleinglauben gedemüthigt von einem hohen Glauben.

Ein kläglicher, unseliger Kleinglaube zeigt sich auf Seiten des Simon als nothwendige Frucht des vor Gott nicht rechtschaffenen Herzens. Der Apostel hat ihm die Augen geöffnet über seine sündliche Verkehrtheit, hat ihm gezeigt, wie so unfähig und unwürdig er ist des Antheils an dem Evangelium, wie er ungeachtet der empfangenen Taufe und des abgelegten Bekenntnisses doch noch so ganz und gar draußen stehet außerhalb der erlösenden Gemeinschaft des Herrn. Und nur allzudeutlich sagt dem Simon eine innere Stimme, dem sei also; nur allzufühlbar schlägt ihn sein eigenes Gewissen. Darum spricht er im Gefühl seiner Verwerfung zum Apostel:

Bittet ihr den Herrn für mich, daß der Keines über mich komme, davon ihr gesagt habt. Nun zeugt zwar nicht etwa das Begehren nach fremder Fürbitte überhaupt von schwachem Glauben. O nein; auch die Apostel begehren je und je von ihren Mitchristen: Bittet für uns. Aber sie thun das sich freuend und sich stärkend in dem erhebenden Bewußtsein ihrer Gemeinschaft mit den übrigen Erlösten, deren auch sie wiederum in ihrem Gebete ohne Unterlaß vor Gott gedenken. Wie ganz anders dieser Mann, indem er spricht: Bittet ihr den Herrn für mich! Bei ihm geht dieß Verlangen vielmehr hervor aus dem drückenden Bewußtsein, daß er außerhalb der apostolischen und christlichen Gemeinschaft stehe, daß er derselben unwerth sei. Er hat des Christen Vorzug, welchen der ewige Hohepriester uns erwarb, er hat den freien Zugang zum Vater eingebüßt. Ihm ist der Versöhner noch nicht Versöhner geworden, oder hat aufgehört, es ihm zu sein. Er selbst wagt sich nicht vor Gott mit dem Gebete um Vergebung und Gnade. Im fehlt die gläubige Zuversicht, ohne welche es gar kein Gebet giebt. Darum natürlich lehnt er dasselbe von sich ab, darum spricht er: Bittet ihr den Herrn für mich! —

Unselige Stunde, wo wir zum Gebet nicht mehr das Herz haben; wo die Scheidewand wieder dasteht zwischen uns und Gott, die Christus wegräumen wollte; wo wir uns nicht mehr angehörig fühlen der Gemeinschaft der Heiligen, die da empfangen haben den kindlichen Geist, zu sprechen: Abba, lieber Vater! Da sind wir wahrhaft arm und bloß; da ist es, als müßten wir von Almosen leben; da möchten wir flehend die Kinder des Lichts angehen: Bittet ihr doch für uns, daß der Keines über uns komme, das wir verdient haben. Ach, Freunde, laßt uns doch in Zeiten sorgen, daß nicht etwa unsere letzte Stunde diesen unseligen Kleinmuth über uns bringe! —

Wenn wir nun solche Gemüthsverfassung vergleichen mit derjenigen des Apostels in unserem Texte, — o welch ein Abstand! Ein hoher Glaube ist es, den Petrus hier an den Tag legt. Den Mann, welcher, zwar frei vielleicht von

groben, thätlichen Sünden, doch innerlich der Gottheit mehr als mancher schwere Verbrecher entfremdet war, denselben Mann, welchen Petrus eben nach heiligster Ueberzeugung so hart beurtheilen mußte, den weiset er doch alsobald an Gottes Erbarmen, und zweifelt also nicht, Jener werde dort Vergebung finden für den Tück seines Herzens, dafern er nur recht bitte. Und seht, meine Lieben, das ist eine wesentliche Eigenschaft des starken, des rechten Christenglaubens, daß er an der Rettung eines noch so tief gesunkenen Sünders — wenn auch zweifelt, doch nie verzweifelt; daß er festhält an der Ueberzeugung, wo des Schöpfers Ebenbild auch noch so tief verschüttet liege, es könne da gleichwohl noch auftauchen in seiner ganzen Fülle und Herrlichkeit. —

Möchte solcher Glaube unter uns Allen lebendig sein und bleiben, und reichlich tragen die zwiefache Frucht der Liebe und der Heiligung!

Wir wollen es nicht leugnen, wir sind meistens noch viel zu schnell geneigt und bereit, den tiefer gesunkenen Nebenmenschen aufzugeben, an seinem Seelenheil zu verzweifeln. Dort bringt Einer seine Jugend in Sünden hin, — und wir stehen gar nicht an, zu behaupten, der sei auf ewig verloren! und vergessen, daß es einen Hirten giebt, der nimmer müde wird, die verirrten Schafe zu suchen. — Dort befleckt sich ein Anderer durch grobe Vergehen, welche ihn der bürgerlichen Ehre verlustig machen, — und wir zögern nicht, ihn im Geiste auszustreichen aus dem Buche des Lebens, und denken nicht daran, wie ganz anders der Apostel verfährt und empfindet, wenn er liebreich dringend ermahnt: Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern schaffe mit seinen Händen etwas Gutes. — Dort überrascht das Sterbebett einen Ungläubigen, — und wir betrachten nun seinen ewigen Tod als ausgemachte Sache, und es kommt uns nicht in den Sinn, daß einst an dem grausigsten Sterbebette das Wort gesprochen wurde: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! — Was ist nun besser, was ist christlicher, was ist des Gottesgeistes würdiger: aus der gewöhnlichen Erfahrung schließend hoffnungslos, unthätig, die Hände

in den Schoß zu legen, wo ein Mensch am Rande des Verderbens steht, oder: der gewöhnlichen Erfahrung zum Trotz glaubend und hoffend und liebend Hand anzulegen zur Besserung und Rettung, zu rathen wenigstens mit aufrichtiger Theilnahme: Bitte Gott, ob dir vergeben werden möge! —

Der Glaube an eine unendliche Gnade des Höchsten aber soll nicht bloß euch, die ihr stark seid, ermuthigen und treiben, der Verirrten euch anzunehmen, und auf Hoffnung zu arbeiten an dem Werke ihrer Bekehrung, nein, auch du selbst, Verirrter, der du das Leben haben möchtest, aber dich zu schwach fühlst, es zu erringen, auch du sollst mit ganzem Gemüth, mit der letzten Kraft deiner Seele an diesen Glauben dich halten: Ob bei mir ist der Sünde viel, bei Gott ist viel mehr Gnade; seine Hand zu helfen hat kein Ziel, wie groß auch sei der Schade! — Dieser Glaube allein ist es, der an dir das Wunder der Seelenrettung thun kann. Du bist erschlafft, du bist eingeschlafen in dem lähmenden Bewußtsein der Trennung, der Abgeschiedenheit von Gott. Der verderblichste Wahn hält dich gefangen. Du meinst, deine Sünde sei größer, denn daß sie dir vergeben werden könne. Die furchtbarste, die eisigste von allen Arten der Ergebung ist über dich gekommen, — du hast dich darein ergeben, einmal aus dem Himmelreiche gestoßen, nun auch draußen zu bleiben. Ach, und doch steht es dir noch offen, wenn du nur glauben kannst. Glaube nur, versuche es nur, zu glauben! Komm nur einmal getrost vor Gott, zu beten aus tiefster Seele, ob dir vergeben werden möchte! Du bringst eine Jugend voll Thorheit, ein Alter voll Sünde? Siehe, Gottes Barmherzigkeit will Beides zudecken, wenn du rechtschaffene Buße thust von heute an. Du bringst ein verdorbenes, beflecktes Herz? Dieß Herz will Gott nicht zurückstoßen, es soll ihn noch schauen, wenn du es keusch und rein zu halten ringst von heute an. Du bringst einen in Lüsten verderbten Leib? Auch diesen Leib will Gott nicht verschmähen; er soll noch ein Tempel des heiligen Geistes werden, wenn du ihn nur in seinen Dienst

geben willst von heute an. Es ist **noch nicht zu spät**, ja, es ist nochs nicht **verloren**! Vermag das nicht, dich zu **rühren**, zu **erwecken**, zu **erschüttern**? —

Ach, hilf doch, Herr, daß es erschüttere, daß es erwecke, daß es rühre, das Wort von der Fülle deiner **Gnade**! Laß es fallen tief in die Seelen, die von dir sich abgewandt, und in ihnen anzünden die heilige Sehnsucht, dir wiederum anzugehören! Laß es fallen tief in unser Aller Seelen, und in ihnen entzünden die heilige Liebe, die da begehrt, dir zuzuführen, was von dir sich abgewandt hat. Amen. —

XII.

Elias, als Vorbild des rechten Gottvertrauens.

Sonntag XVIIII. post trin. 1838.

Herr, unsere Zuversicht! Zu dir wenden sich unsere Herzen. Wie wäre dieß Leben so öde und trostlos, wenn du uns nicht gegeben hättest, mit dem Blicke des Geistes über dasselbe uns zu erheben in eine unsichtbare höhere Welt, da du thronest in der Fülle ewiger Macht und Weisheit! Wie stünden wir hier so einsam und verlassen, wenn du nicht gnädig die Vaterhand uns reichtest! O gieb denn, daß wir sie gläubig ergreifen und nimmer lassen! Gieb, daß unsere Augen nicht ermüden, auf dich zu schauen; daß wir in den Nöthen und Aengsten dieser Welt nicht kleingläubig werden und unser Vertrauen wegwerfen, das Vertrauen auf dich, welches eine große Belohnung hat! — Dazu, o Vater, laß auch diese Stunde gesegnet sein. Erleuchte unseren Sinn, daß wir erkennen mögen, wie du von jeher mit Rath und Kraft und Hülfe denen zur Seite gestanden hast, die auf dich ihre Hoffnung setzten; und verleihe, daß durch solche Erkenntniß unsere Herzen fest und fester werden. Amen.

Text: 1. Kön. 18., 41—46.

Und Elia sprach zu Ahab: Zeuch hinauf, iß und trink; denn es rauschet, als wollte es sehr regnen.

Und da Ahab hinaufzog, zu essen und zu trinken, ging Elia auf des Carmels Spitze, und bückte sich zur Erde, und that sein Haupt zwischen seine Kniee,

Und sprach zu seinem Knaben: Gehe hinauf, und schaue zum Meer zu. Er ging hinauf, und schauete, und sprach: Es ist nichts da. Er sprach: Gehe wieder hin siebenmal.

Und im siebentenmal sprach er: Siehe, es gehet eine kleine Wolke auf aus dem Meer, wie eines Mannes Hand. Er sprach: Gehe hinauf,

und sage Ahab: Spanne an und fahre hinab, daß dich der Regen nicht ergreife.
Und ehe man zusahe, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind, und kam ein großer Regen. Ahab aber fuhr, und zog gen Jesreel.
Und die Hand des Herrn kam über Elia; und er gürtete seine Lenden und lief vor Ahab hin, bis er kam gen Jesreel.

Andächtige Freunde!

Der eben verlesene Text führt uns in eine Zeit, die in grauer Ferne hinter uns liegt, und in Zeitverhältnisse, die von den unsrigen durchaus verschieden sind. Bevor wir daher dasjenige selbst, was uns hier erzählt wird, in's Auge fassen, ist es nöthig, uns in der Kürze die Umstände zu vergegenwärtigen, unter denen es eintrat.

Unter schwachen und unwürdigen Herrschern hatte im Reiche Israel der Götzendienst mit allen seinen Greueln und Unsittlichkeiten überhand genommen. In den Tagen des Königs Ahab, von welchem geschrieben steht: Er that, das dem Herrn übel gefiel über Alle, die vor ihm gewesen waren, — da war es vor Allen der ehrwürdige Prophet Elias, der mit heiligem Zorne gegen das Verderben seiner Zeit sich erhob, und unter tausend Gefahren und Verfolgungen die Ehre Jehovah's verfocht; wie er denn von sich selbst spricht: Ich habe geeifert um den Herrn, den Gott Zebaoth. Denn die Kinder Israel haben deinen Bund verlassen, und deine Altäre zerbrochen und deine Propheten mit dem Schwert erwürget. Und ich bin allein übrig geblieben, und sie stehen darnach, daß sie mir mein Leben nehmen. — Ganz besonders nun war der Prophet dem Könige und den Götzendienern ein Gegenstand des Hasses geworden, seitdem das von ihm geweissagte Zorngericht Gottes eingetreten war. So wahr der Herr lebt, hatte Elias gesagt, vor dem ich stehe, es soll diese Jahre weder Thau noch Regen kommen, ich sage es denn. Und es geschah also; die Bäche und Wasserbrunnen vertrockneten, die Rosse und Maulthiere verschmachteten, und es ward eine große Theuerung im Lande. Elias aber flüchtete

sich vor der Rache des Königs, der also zürnte, daß er zu allem Volk umhersandte, den Propheten zu suchen; und wenn sie sprachen: Er ist nicht hier! so nahm er einen Eid von ihnen, daß sie ihn nicht gefunden hätten. Bis endlich im dritten Jahre das Wort des Herrn zu Elia kam: Gehe hin, und zeige dich Ahab, daß ich regnen lasse auf Erden. Und Elias ging. Seine sichere Einsamkeit verlassend, trat er wieder ein in das feindselige, gefahrvolle Leben. Er ging einen schweren Gang, wie er ihn nur gehen konnte im festen Vertrauen auf Den, der ihn gesandt hatte. Und dieses Vertrauen leuchtet denn besonders hervor aus dem fernern Verhalten des Propheten, wie es beschrieben wird in unserm Texte, den wir nunmehr nach dieser vorausgegangenen Verständigung mit Nutzen werden betrachten können. Es soll uns also in dieser Stunde beschäftigen

Elias, als Vorbild des rechten Gottvertrauens.

Uebrigens folgen wir bei uns'rer Betrachtung, die der Herr an uns Allen segnen wolle, ganz der natürlichen Ordnung, die der Text an die Hand giebt.

Und Elia sprach zu Ahab: Ziehe hinauf; iß und trink. Denn es rauschet, als wollte es sehr regnen. — Betrachten wir zunächst einmal das seltsam verschiedene Menschenpaar, das uns hier vorgeführt wird. Ein Fürst und ein Prophet. Der König in Purpur und Waffenglanz, umgeben mit üppiger Pracht, mit einem Winke hundert Dienern gebietend, mit einem Blicke hundert Schmeichler schreckend. Der Prophet in ein grobes, dürftiges Gewand gehüllt, kein anderes Zeichen der Würde an sich tragend, als das greise Hauptthaar, ohnmächtig, landflüchtig. Und doch, welcher von Beiden erscheint uns als der Größere? Verlassen von seinen Götzen, geängstigt durch die steigende allgemeine Noth seines Landes, wie ein Schützling vor seinem Schutzherrn, wie ein unmündiges Kind, das sich selbst nicht zu helfen weiß, vor

dem erfahrenen Manne steht, so steht Ahab vor dem Elias, und läßt sich die kleinliche Rolle zutheilen, die er jezt spielen soll. Ziehe hinauf; iß und trink, thue dir gütlich! Was Glauben heißt, weiß er noch nicht; sein Trachten und Thun geht nicht über die Erde hinaus, während der Geist des Propheten die Stimmen einer überirdischen Welt vernimmt. Es rauschet, als wollte es sehr regnen! Wunderbar! Noch bot Himmel und Erde kein Zeichen dar, das auf ein baldiges Ende der anhaltenden Dürre hätte schließen lassen, und schon versichert der Prophet, daß Gottes Hülfe nahe sei in ihrer ganzen Fülle, schon hört er das Rauschen befruchtender Wasser. Er hört es im Glauben an das Wort Gottes, das an ihn ergangen war: Gehe hin, und zeige dich Ahab! Denn dem Glauben, der an das Wort des Höchsten sich hält, und nicht zweifelt, er könne, er werde, er müsse halten, was er zugesagt hat, — dem Glauben ist ein gewisser Blick vergönnt in die Ordnung der höhern Welt, und durch ihn erscheint der Menschengeist in seiner höchsten, wahren Würde! —

Selbst der ungläubige und weltlich gesinnte Mensch ahnet die Wahrheit in solcher Sprache. Gehorsam dem Worte, das Elias zu ihm gesagt hatte,

zog Ahab hinauf, zu essen und zu trinken. —

Den Propheten aber trieb es, einen andern Weg zu gehen. Der Mensch hat ein gewisses Bedürfniß, für dasjenige, was in seinem Innern lebt, entsprechende äußere Umgebungen aufzusuchen. Die Stimmung der Freude treibt uns in die heitern Kreise der Gesellschaft; der Schmerz zieht sich gern in die einsame Kammer zurück; die Sünde und das Laster schleicht am Liebsten in der Finsterniß, im Schatten der Nacht umher. Wer den Blick nach Oben richtet, mag sich gern einen Ort suchen, wo er gleichsam dem Himmel näher steht. So bestieg Moses den mächtigen Sinai, als er sann über das göttliche Gesetz, das er auf Erden bringen sollte; so

beschied der Erlöser, dem Himmel zugewandt, zum letzten feierlichen Abschiede die Seinigen auf des Tabors lichte Höhen. So

ging Elias auf des Carmels Spitze.

Dort, auf dem Gipfel des majestätischen Berges, der weithin über die herrlichen Fluren des gelobten Landes ragt, — dort oben, wo reinere Lüfte wehen und im hellern Glanz die Sonne leuchtet, — wo der Geist die Bande sprengt, die im Treiben der Welt ihn gefangen halten, und freier und kräftiger sich aufschwingt, — da ist der Ort, der des Propheten Stimmung zusagt. — O daß uns, meine Freunde, diese Stimmung nicht fremd wäre! daß, wie in unserer Erzählung Erscheinung und Wirklichkeit, Bild und Wahrheit in einander übergeht, so auch Jeder von uns, der je von einem Berge aus zum Himmelszelte aufschauete, zugleich erfahren hätte, wie es sich athmet, wie es sich lebt auf den Höhen des Glaubens, und sich recht lebhaft hineindenken könnte in die Empfindung des Gottesmannes, den wir hier im Gebete vor Gott sehen! — Denn oben angekommen, über der Erde erhaben, in dem begeisternden Bewußtsein der Nähe Jehovah's, da erst recht fühlt der Liebling der Gottheit sich als Mensch, und sinkt anbetend in den Staub! Die demüthigste Stellung ist ihm noch nicht demüthig genug;

er bückte sich, wie es in unserm Texte heißt, zur Erde, und that sein Haupt zwischen seine Kniee. —

Ihr schauet mit Ehrfurcht diese heilige Gestalt an; und sie kann nicht anders, als mit Ehrfurcht, angeschauet werden. Aber vergeßt darüber nicht, die tiefe Wahrheit, die ihr Anblick bietet, euch anzueignen. Wenn ihr hinaufsteigen wollt auf des Carmels Spitze, wenn ihr im herzlichen Vertrauen Gott näher treten wollt, als ihr ihm im Gewühl der Welt steht, — ach, so vergeßt doch ja nicht, euren Eigendünkel, eures Herzens Hochmuth da unten zu lassen. Und wenn ihr die Geister prüfen wollt, die sich rühmen, die Höhen des Glaubens erreicht zu haben, so sehet nur zu, ob sie da oben vor Gott

knieen, im überwältigenden Bewußtsein des unendlichen Abstandes zwischen Schöpfer und Geschöpf, — oder ob sie etwa stolz dastehen, mit mitleidiger Verachtung auf ihre Nächsten hinabschauend. — Leider fehlt in unsern Tagen so Vielen von denen, die in einer engen Gemeinschaft mit Gott und Christo zu stehen vorgeben, der rechte kindliche und anspruchslose Sinn, der vor allen Dingen die eigene Schwachheit fühlt. Sie sind immer viel mehr geneigt, sich dessen bewußt zu werden, was sie vor Andern voraus haben, als dessen, was ihnen selbst noch fehlt. Und doch ist gerade die aufrichtige und tiefe Demuth der vorherrschende Zug eines wahrhaft gläubigen und gottvertrauenden Gemüthes. Wir können uns gar keiner väterlichen Gesinnung zu Gott versehen, so lange wir mit unkindlichem Sinne ihm gleichsam das Bekenntniß vorenthalten wollen, daß wir nichts sind vor ihm. Das meint die Schrift, wenn sie sagt, Gott widerstehe den Hoffärtigen, und gebe dem Demüthigen Gnade. — So bringt ihm denn besonders in den Zeiten, die nur durch Gottvertrauen erträglich werden, in den Zeiten der Bedrängniß und Gefahr, — bringt ihm willig das Bekenntniß eurer Ohnmacht nicht nur, sondern auch eurer sittlichen Unvollkommenheit. Das ist ja, — wenn irgend der Mensch Etwas von den Wegen der höchsten Weisheit begreifen kann, — das ist ja besonders Gottes Zweck, indem er uns durch die Schule der Drangsale gehen läßt, daß wir nun einmal, was wir in glücklichen Zeiten vielleicht unterließen, in Wahrheit uns selbst anschauen, und den prüfenden Blick nach innen richten sollen.

Wir brauchen darüber nicht den prüfenden Blick nach außen zu vergessen. Ich meine, es ist ganz in der Ordnung, daß wir in bedrängten Tagen nach der Hülfe, die wir im Vertrauen auf Gott erwarten, in der Welt uns umsehen. Nicht müßige Beschaulichkeit, nicht starres und blindes Vertrauen will Gott. Er hat uns nicht umsonst dieß leibliche Auge, nicht umsonst den berechnenden Verstand gegeben. Wir dürfen, wir sollen unsere Lage prüfen, sollen Erleichterung und Hülfsmittel ausfindig machen, sollen forschen nach den

Zeichen der Zeit, und dieselben, mögen sie günstig oder ungünstig für uns stehen, deuten nach bester Einsicht.

Ja, das können wir desto besser, je näher wir dem Himmel stehen. Da haben wir die rechte freie Uebersicht, und sehen einen fernern und größern Horizont. In diesem Sinne benutzt denn auch unser Prophet seinen erhabenen Standpunkt. So tief er in Betrachtung Gottes und seiner selbst versunken, so gänzlich er der Erde entnommen scheint, er unterläßt nicht, umzuschauen nach den sichtbaren Zeichen, die ihm das Eintreten der göttlichen Hülfe verkünden sollen. Und wohl weiß er, durch Beobachtung und Erfahrung belehrt, in welcher Weltgegend diese Zeichen erscheinen müssen:

Er sprach zu seinem Knaben: Gehe hinauf und schaue zum Meer zu. Und er ging hinauf und schauete.

Die wahre und rechte Verschwisterung göttlicher und menschlicher Weisheit also ist es, was dieses Bild uns lehrt. Klugheit und Erfahrung soll uns nie dahin bringen, daß wir des Blickes nach Oben, daß wir des herzlichen Gebetes uns überhoben wähnten; und wiederum soll unsere Frömmigkeit nie eine solche sein, die uns dem Leben entführt und entfremdet, die uns blind macht für das Leben. So bedient Elias des Knaben, der bei ihm ist, sich gleichsam als seines leiblichen Auges, und heißt ihn fürbaß gehen an den äußersten Abhang des Berges, wo er ungehindert Meer und Himmel überschauet, — während er selbst in der Stellung des Gebetes verharret, während das Auge seines Geistes unverwandt auf Gott gerichtet bleibt. —

In welcher Gemüthsstimmung mochte er nun wohl den Bescheid des ausgesandten Dieners erwarten? Sollen wir einmal darauf schließen, indem wir bedenken, wie viel auf diesen Bescheid ankam? Ich will nur beiläufig erwähnen, daß schon die durch den Mangel an Regen verursachte allgemeine

Noth den Elias als einen fühlenden Menschen, mehr noch als einen Freund seines Vaterlandes bekümmern, daß sie ihn als armen umherziehenden Flüchtling doppelt empfindlich treffen mußte. Aber er war es ja vorzugsweise, dessen ganzes Schicksal von dem Wetter dieses Tages abhing. Er mußte das Opfer werden, wenn der König sich getäuscht, verhöhnt sah. Im Namen des Gottes, der ohnehin damals in Israel nicht viel galt, war Elias vor den ihm feindseligen Fürsten getreten, den kommenden Regen verkündigend; und nur diese Aussicht hatte den Tyrannen gehindert, an den Propheten die Hand zu legen. Blieb sie unerfüllt, so war es um die Ehre Gottes, so war es unfehlbar um das Leben seines Gesandten geschehen. Gewiß, wir können es nur natürlich finden, wenn ihm bange das Herz im Busen pocht, wenn er im Gefühl peinlicher Spannung des Knaben Rückkehr kaum erwarten kann, wenn er händeringend hin- und herläuft, zweifelnd und hoffend, und hoffend und zweifelnd; — und siehe, da kommt der Knabe zurück, und bringt die Antwort, — die trostlose Antwort:

Es ist nichts da. Ich sehe nichts, — nichts, als denselben unbewölkten Himmel, nichts, als dieselbe brennende Sonne, deren Gluthen seit drei Jahren des Landes Mark gedörret, die fruchtbringenden Wasserbäche ausgetrocknet haben. —

Wie wird dir bei solcher Kunde, betrogener Seher? Wird dein Glaube nicht schwach? zagst du nicht? siehst du nicht, daß heute das Verderben über dich kommt? Nein! Er zagt nicht. Das über einer Brust voll Gottvertrauen ergrauete Haupt ist des Zitterns nicht gewohnt. Es bleibt in Demuth gebeugt vor dem Herrn, — die Welt mit ihrer Angst vermag es nicht zu beugen. Mit würdevoller Ruhe gebietet Elias dem Knaben:

Gehe wieder hin.

Bei diesem Worte, meine Lieben, gedenkt einmal, ein Jeglicher an die Zeiten der Noth, die er durchleben mußte. Und es kann nicht leicht Jemand unter uns sein, der solche

Zeiten nicht durchlebt, ja ich darf mehr sagen, der in solchen Zeiten nicht betend vor Gott die Bekümmerniß seiner Seele ausgeschüttet, und dann nach der erbetenen Hülfe sich umgeschaut hätte. Wenn da euren sehnsüchtigen Blicken in der ganzen weiten Welt kein sichtbarer Hoffnungsstern aufging, wenn euch die traurige Ueberzeugung wurde: Es ist nichts da, — hieltet ihr dann noch fest den Glauben an eine liebreich waltende Vorsehung? konntet ihr mit Seelenruhe sprechen: Gehe wieder hin und siehe zu? Oder kam nun mit allen seinen Schrecken der Wahn über euch, bei Gott sei kein Erbarmen, er kümmere sich nicht um das Gebet des Bedrängten? Kleingläubige! und doch hattet ihr das Wort des Herrn: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen. Konntet ihr darauf nicht bauen, wie Elias bauete auf das Wort, das zu ihm ergangen war? Ihr hattet in Christo die gewisse Verheißung: Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das wird der himmlische Vater euch geben. Konntet ihr denn nicht stille sein und hoffen, daß der himmlische Vater zu seiner Zeit und nach seiner Weisheit euch geben würde, was euch noth thue? Ach, das Menschenherz ist ein trotziges und verzagtes Ding! Kaum hat es einmal geglaubt, so will es auch gleich sehen; kaum hat es gebetet, so soll auch schon die Erhörung dasein. Und wenn sie auszubleiben scheint, so sind die tausend Erweisungen der väterlichen Obhut Gottes von Kindesbeinen an, — so ist das köstliche Wort vergessen: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel fallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen! —

Elias vergaß es nicht, als Gott ihn prüfte. Er läßt den einmal umfaßten Glauben nicht so leicht los. Du meiner Väter und mein Gott, der auf allen meinen Wegen mich führte mit starker Hand, — der in der Wüste die Raben entbot, mich zu speisen, und mein Schreien hörte am Todtenbette des Sohnes der Wittwe, wie am Altare, Angesichts der hinkenden Baalsdiener, — auf dessen Wort ich hier erschienen bin, — du wirst mich heute nicht zu Schanden werden lassen, —

wirst noch herrlich hinausführen, was du durch mich verheißen hast! — So konnte Elias beten, und darum konnte er ruhigen Sinnes zum Knaben sprechen: Gehe wieder hin! Ja, mehr als das:

Gehe wieder hin, siebenmal.

Wie herrlich erscheint hier die Zuversicht des Propheten darin, daß er nach der ersten fehlgeschlagenen Hoffnung sich schon willig darein fügt, es werde mit der zweiten und mancher folgenden nicht besser gehen. — Gottvertrauen ohne ausharrende Geduld verdient diesen Namen noch gar nicht. So lange du dich noch nicht überzeugen kannst, Gott, der am besten wissen müsse, wann sein Beistand dir noth thut, habe in seinen Rathschlüssen schon die rechte Zeit zu deiner Erlösung bestimmt, und so lange du diese Zeit noch nicht ruhig erwarten kannst, so lange rühme dich nicht, daß du ihm vertrauest. Geduld ist euch noth, sagt die Schrift, daß ihr den Willen Gottes thut, und die Geduld soll feste bleiben bis an's Ende, — wie sie blieb bei dem Manne, von dem unser Text erzählt. Sechsmal geht der Knabe, und Sechsmal kehrt er wieder mit der Schreckensbotschaft: Ich sehe nichts. Elias bleibt still und hofft. Aufwärts und niederwärts steigt die Sonne in ihrem Lauf, die Stunden verrinnen, der entscheidende Tag neigt seinem Ende sich zu, ohne im ganzen Reiche der Natur ein Hoffnungszeichen sichtbar werden zu lassen. Elias bleibt still und vertraut. Es ist, als wolle die Luft mit ihrem trocknen Hauche, als wolle der Himmel selbst mit seinem einfarbigen ungetrübten Blau nur die fromme Zuversicht des Propheten verhöhnen. Er hadert nicht mit Gott, er stellt sich nicht ungeberdig, er zweifelt nicht, er wankt nicht, er läßt sich nicht irre machen. Und wenn jetzt zum Siebentenmale der Knabe wiederkommt mit dem gewohnten Wort, so wird er ihn andere Siebenmale schicken. — Aber nein! Gott läßt es genug sein der Prüfung. Er versucht nicht über Menschenkräfte. Er rief Abraham, bevor unter dem tödtenden Messer des Sohnes Herzblut rann,

und war zufrieden mit seinem Gehorsam, — er ist zufrieden mit dem Vertrauen des Elias. Des Propheten Glaube hat die Anfechtung überwunden, sein Glaube hat ihm geholfen.

Zum Siebentenmale kam der Knabe und sprach: Siehe, es geht eine kleine Wolke auf aus dem Meer, wie eines Mannes Hand.

So ist es denn kein eitler Wahn gewesen, was ihn ausschauen ließ nach einem Rettungszeichen! Es ist erschienen, klein zwar und schwach dem leiblichen Auge, — aber deutlich und verständlich dem Blicke des Glaubens. Eine Wolke, scheinbar nicht größer, als eines Mannes Hand, die langsam auftaucht am Saume des wellenlosen Meeres; aber der Prophet erkennt mit freudig heiligem Schauer in jenem Nebelgebilde Gottes Hand, die, Erhörung winkend, dort im fernen Westen sich erhebt. Und jetzt hat er genug gesehen! jetzt weiß er, daß es an der Zeit ist, wo Jehovah, der Donnergott, auf den Fittigen der Wolken einherfahrend, sich und ihn verherrlichen wird! Bald wird das Ungewitter, das dort am schwülen Horizonte sich aufthürmt, — bald wird es ganz herauf sein, — bald die Küste, das Vorgebirge erreicht haben, bald wird es feucht und schwer des Carmels Riesenhaupt umziehen, — — —

Gehe hinauf und sage Ahab: Spanne an und fahre hinab, daß dich der Regen nicht ergreife! —

Auch diesen Zug unseres Gemäldes können wir, meine Lieben, nicht ohne Beschämung betrachten. Ich will sagen: es ist in den Zeiten der Trübsal der Blick unsers Glaubens nicht immer hell genug, um die Hülfe Gottes zu erkennen, wo sie in schwachen Anfängen sich zeigt, und nach natürlichen Gesetzen erfolgt. Die kleinen Wolken, die in den heißen Tagen der Sorge und Noth an unserm Himmel aufsteigen, genügen uns nicht. In vollen Maßen soll Gottes Hülfe

gleich kommen. Ja, wir sähen es am Liebsten, wenn der weise Lenker der Dinge die allgemeine Ordnung der Natur, die er eingeführt hat, uns zu Gunsten je und je aufhübe, wenn aus heitern Höhen der Regen käme, nach dem unsere Seele schmachtet! Das ist nicht die rechte Weise. Das wahre Gottvertrauen sieht und erkennt den verborgenen Gott; erkennt ihn auch in und gleichsam hinter den ganz natürlich entwickelten und herbeigeführten Ereignissen, deren er sich als Mittel zu unserm Wohl bedient. — Du bist in dürftige und drückende Umstände gerathen, und rufst den reichen Gott an, daß er dich nicht möge Noth leiden lassen. Siehe, da findet sich hier oder dort ein theilnehmender Freund, der dir Gelegenheit zu einer kleinen Erleichterung deiner Lage verschafft. Willst du nicht eine Veranstaltung Dessen darin erkennen, zu dem du vertrauensvoll gebetet hast? — Oder irgend ein Unternehmen liegt dir gar sehr am Herzen, so daß du sein Gelingen gläubig dem Schutze des Höchsten empfiehlst. Willst du diesen Schutz nicht darin sehen, daß mancher kleine, sogenannte zufällige Umstand eintritt, der deine Sache unvermerkt um ein Geringes fördert? — Oder du liegst hart darnieder an einem körperlichen Leiden, und flehest um Erlösung aus demselben. Da tritt in dem natürlichen Prozeß deiner Krankheit, vielleicht in Folge einer heilsamen Arznei, eine lange entbehrte Stunde ungestörten, süßen Schlummers ein. Willst du sie nicht als eine Gabe des Himmels betrachten? Willst du nicht, wie die Schrift sagt, merken und verstehen, daß des Herrn Hand habe Solches gethan, um dich zu noch standhafterm Vertrauen zu ermuntern? — Gott wirkt und hilft stets und überall auf natürlichem Wege, und meistens zeigt sich seine Hülfe zuerst in kleinen Anfängen. Aber wer nur glauben kann, der sieht gar bald seine Herrlichkeit.

Ehe man zusahe, heißt es in unserer Erzählung, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind, und kam ein großer Regen.

Gottes Heil kommt immer zur rechten Zeit, kommt immer, ehe wir zusehen. Wenn nur unser Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung uns nicht die Zeit der Bedrängniß so lang werden ließe! wenn nur unsere Ungeduld und selbsteigene Pein die Nächte des Schmerzes uns nicht zü Ewigkeiten ausdehnte! Und doch, was hat der Mensch mehr von all' seinem Grämen und Sorgen, daß auch sein Herz des Nachts nicht ruhet? Seht doch, ich bitte euch, seht doch einmal auf die Tage eurer Vergangenheit; versetzt euch zurück, vielleicht nur um Jahresfrist. Wo sind sie geblieben, die Sorgen, die damals euch quälten? wo sind sie geblieben, die Bürden, die damals euch unerträglich, die Leiden, die damals euch ewig, die Schrecknisse, die damals euch unabwendbar, die Hindernisse eurer Glückseligkeit, die damals euch unübersteiglich erschienen? Wie viel hat Gottes Vaterhand von euch abgewendet! wie manche bekümmerte Frage an die Zukunft hat er liebreich beantwortet! wie manche traurige Wirren, früher, als ihr dachtet, herrlich gelöst! wie manche Lücke in euren äußern Verhältnissen wieder ausgefüllt! wie manche Wunde in euren Herzen sanft geheilt durch die balsamische Kraft der Zeit! wie oft, was euer Verderben schien, zu eurem Heil ausschlagen lassen! wie oft euer Weinen in Freude verkehrt! Wer ist, den es nicht reuete, den freudigen, kindlichen Glauben an Gottes weise Vatergüte auch nur einen Augenblick verleugnet zu haben? der nicht unwillig über sich selbst auf die Tage zurückblickte, die ihn kleinmüthig machten und ihn vermochten, sein Vertrauen wegzuwerfen? Und wenn wir Glauben und Vertrauen bewahrt hätten von Kindesbeinen an lebenslang, — o glaubet mir, wir würden dann auch viel leichter und ruhiger die Bürden der Gegenwart ertragen, viel zuversichtlicher und muthiger den Drangsalen der ungewissen Zukunft entgegensehen. Denn wo erst wahres Gottvertrauen durch Erweisungen der göttlichen Hülfe sich belohnt und gekrönt gesehen hat, da stärkt es Geist und Gemüth wunderbar, da giebt es dem ganzen innern Leben eine Kraft und Ausdauer, eine Sicherheit und Haltung, die uns wahrhaft erhebt über alle Beschwerden und Mühen des irdischen

Lebens. — Noch einen Blick nur werft mit mir auf unsern Text. —

Ahab fuhr und zog gen Jesreel. Und die Hand des Herrn, — so heißt es im letzten Verse, — kam über Elia. Und er gürtete seine Lenden, und lief vor Ahab hinab, bis er kam gen Jesreel. —

Sehet da eine bildliche Hindeutung auf die Wirkungen des erfüllten und gerechtfertigten Gottvertrauens. Nach einem Ziel zogen Beide, König und Prophet. Aber schneller, als der König mit Roß und Wagen, gelangte dahin der Fußgänger, der Prophet, gleichsam als wolle er, von dem Schauplatze abtretend, uns noch einen Beweis für die Wahrheit des Wortes geben: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden. — Doch nicht er allein, — alle wahrhaft frommen und gläubigen Männer, tausend Andere vor ihm und nach ihm, haben schon und werden noch des Wortes Wahrheit bekunden.

Ich brauche nur die Augen aufzuschlagen, um solcher Zeugen mehrere euch zu stellen. Dort hängt August Herrmann Franke's Bildniß. Die Nachwelt hat es in Granit gegraben, — was ihn zu einem Rüstzeuge der Allmacht werden ließ: Er vertrauete Gott! Der Wunderbau, den er aufführte in unseren Mauern, trägt an der Stirn die erwähnten Worte des Jesaias, die das Räthsel seiner Entstehung und Vollendung lösen. — Und dort Luther, dem sein größerer Wunderbau nur darum gelingen konnte, weil er in vieler Bedrängniß und Trübsal, in Noth und Aengsten, mit göttlicher Freudigkeit das Heldenlied zu singen vermochte: Eine feste Burg ist unser Gott! — Darum auch wir, meine Theuern, dieweil wir solche Zeugen um uns haben, so laßt uns laufen durch Geduld und festes Gottvertrauen in dem Kampfe, der uns verordnet ist. Laßt die Sorge, die uns quält und

ängstigt, uns mit gläubigem Gemüthe auf Ihn werfen, der für uns sorgt; dann wird seine Hand über uns kommen, dann wird die reiche Erfahrung seiner Gnade uns ausrüsten mit den Kräften eines höhern und freudigern Lebens! Amen.

XIII.

Was in dem heiligen Berufe, Menschen zu fangen, von uns erfordert werde?

Sonntag V. post trin. 1843.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Text: Ev. Luc. 5. 1—11.

Es begab sich aber, da sich das Volk zu ihm drang, zu hören das Wort Gottes, und er stand am See Genezareth,

Und sahe zwei Schiffe am See stehen, die Fischer aber waren ausgetreten, und wuschen ihre Netze:

Trat er in der Schiffe eines, welches Simonis war, und bat ihn, daß er's ein wenig vom Lande führete. Und er setzte sich, und lehrete das Volk aus dem Schiff.

Und als er hatte aufgehört zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut!

Und Simon antwortete, und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und Nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.

Und da sie das thaten, beschlossen sie eine große Menge Fische, und ihr Netz zerriß.

Und sie winkten ihren Gesellen, die im andern Schiff waren, daß sie kämen, und hülfen ihnen ziehen. Und sie kamen, und fülleten beide Schiffe voll, also, daß sie sanken.

Da das Simon Petrus sahe, fiel er Jesu zu den Knieen, und sprach: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch!

Denn es war ihn ein Schrecken angekommen, und Alle, die mit ihm waren, über diesen Fischzug, den sie miteinander gethan hatten.

Desselbigengleichen auch Jacobum und Johannem, die Söhne Zebedäi,

Simonis Gesellen. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschen fahen.
Und sie führeten die Schiffe zu Lande, und verließen Alles, und folgeten ihm nach.

Das Himmelreich ist gleich einem Netze, das in's Meer geworfen wird. — Dieß Gleichniß aus dem Munde des Erlösers haben wir, meine andächtigen Freunde, hier im geschichtlichen Gewande vor uns. Denn ihr Alle werdet sogleich erkannt haben, daß die Worte: Von nun an sollst du Menschen fangen, — die eigentliche Spitze bilden, in welche die vorgelesene evangelische Erzählung ausläuft, und besonders darum ist diese letztere auch für uns und wird sein für alle Zeiten nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Denn fort und fort taucht ja das Netz des Himmelreiches in den weiten Ocean der Menschheit, um zu beschließen allerlei Gattung, und jeder rüstige Arm soll Handreichung thun bei diesem Werke, und an Jeden, der selbst ergriffen worden ist von Christo, ergeht vom Herrn der Beruf: Von nun an sollst du Menschen fangen! das heißt: die Seelen gewinnen für die durch mich geoffenbarte Wahrheit, und die in mir erschienene Gerechtigkeit, und die von mir verheißene Seligkeit.

Könnte Einer von uns, Mitchristen, diesen Beruf ablehnen, — hinweisend auf den großen Unterschied der Zeiten, und sich berufend darauf, daß, während allerdings in der Apostel Tagen das Gottesreich, um nur sein Dasein zu sichern, die thätige Mitwirkung jedes Einzelnen seiner Genossen habe in Anspruch nehmen müssen, jetzt ja dasselbe, einer wohlgeordneten Verfassung sich freuend, eigens berufene Diener des Wortes und Seelsorger genug habe, um der Hülfe der übrigen Mitglieder entbehren zu können? Das sei ferne von uns! Denn fürwahr, ob auch in jede Stadt ein Missionär zöge, und in jedem Hause ein Apostel aus- und einginge, und in jeder Familie ein Evangelist die großen Thaten Gottes erzählte, — und wie viel fehlt noch, daß dem also wäre! — so würde es noch immer heißen: Die Ernte ist groß, und

wenig sind der Arbeiter; darum bittet den Herrn der Ernte, daß er noch mehr Arbeiter sende! — Oder sollten wir etwa, den Männern gleich im Evangelium von dem Könige, der ein Gastmal gab, uns entschuldigen mit den Geschäften unseres irdischen Berufes, und dem Gebote des Herrn: Gehe hin und verkündige das Reich Gottes! entgegenstellen häusliche, wirthschaftliche oder sonstige Abhaltungsgründe der Art: darum oder darum kann ich nicht gehen? Wir dürften ja wahrlich nicht länger den Christennamen tragen von Stunde an, wo irgend Etwas uns wichtiger und nothwendiger däuchte, als das Werk Christi, und wo wir uns nicht mehr verpflichtet hielten, demselben auch alle uns're irdischen Geschäfte dienstbar zu machen! — Oder sollen wir mit Moses sprechen: Herr, sende doch, welchen du senden willst, denn ich habe eine schwere Zunge und eine schwere Sprache; d. h. bezweifeln, ob uns auch wohl die Befähigung gegeben sei, auf die Gemüther erweckend und bessernd einzuwirken? Es sind ja freilich mancherlei Gaben, die der Geist mittheilt, und wir vermögen nicht Alle dasselbe und in derselben Weise auszurichten; aber das ist gewiß, daß es Keinem von uns fehlt an dem, was, mit Liebe und Eifer angewendet, zum gemeinsamen Nutz und Frommen gereicht. — Oder endlich, sollten wir blind genug sein, den Mangel an Gelegenheit zu solcher Verwendung unserer Gaben und Kräfte vorzuschützen? Hebe die Augen auf, wer du auch seiest, Hausherr oder Hausfrau, Beamter oder Geschäftsmann, Jüngling oder Greis, — und schaue um dich in dem Kreise, in welchem du stehst, und auf welchen du wirken kannst, — es sei mit schaffender Hand, oder durch die Macht des Beispiels; es sei vermöge des gebietenden, oder berathenden, oder bittenden Wortes, — wie viele, wie unzählige Veranlassungen hast du da, jedes dir geliehene Pfund auf edlen Wucher anzulegen für das Reich Gottes! Wie rechnet und wartet Alles rings umher auf diese deine Mitwirkung! —

Nein Mitchristen, nicht des Gottesreiches vorgerückte Ausbildung, — nicht die Abhaltung und Störung durch des weltlichen Berufes Werke, nicht das geringe Maß unserer Kräfte,

nicht den Mangel an Gelegenheit, — Nichts von dem Allen dürfen und können wir vorwenden, indem des Herrn Ruf an uns ergeht: Ihr sollt Menschen fangen! Es bleibt vor Gott und unserm eigenen Gewissen uns Nichts übrig, als hinzuzutreten und Hand anzulegen an das große Netz, das ausgeworfen werden muß je und je, bis alle Welt zu Christo bekehrt ist, und alle Herzen und Lippen bekennen, daß Er der Herr sei!

So wenig wir aber den Beruf selbst in Abrede stellen können, ebenso wenig wollen wir uns täuschen darüber, wie viel es mit demselben auf sich habe, und wie viel von unserer Seite erfordert werde, um ihn recht zu erfüllen. Und seht, dieß stellt denn nun unser Evangelium in ein helles Licht; und wenn wir sowohl auf das Beispiel der darin als redend und handelnd aufgeführten Jünger, als auf die zugleich mitgetheilten Worte des Erlösers achten, so können wir daraus die vollständige Antwort entnehmen auf die Frage, die uns in dieser Stunde beschäftigen soll:

Was in dem heiligen Berufe, Menschen zu fangen, von uns erfordert werde?

Vier Stücke sind es, nach Anleitung des Textes, in denen Alles begriffen ist:

1) eine innige Liebe, die kein Opfer scheuet;

2) ein fester Muth, der keine Gefahr fürchtet;

3) ein gläubiges Vertrauen, das an dem Erfolge nicht zweifelt;

4) eine tiefe Demuth, die für das Gelingen dem Herrn allein die Ehre giebt.

Das laßt uns nun in Andacht näher erwägen.

1.

Obwohl der evangelische Text, wie gesagt, Alles enthält, was bei unserer Betrachtung nothwendig zur Sache ge-

hört, so enthält er's gleichwohl nicht in der für unsern Zweck angemessensten Ordnung und Reihenfolge; weßhalb wir uns denn nicht Schritt vor Schritt der Erzählung anschließen können, vielmehr gerade den letzten Zug derselben voranstellen müssen. Die Jünger, so wird hier berichtet, führten nach jenem Vorgange die Schiffe zu Lande, und verließen Alles und folgten Jesu nach. Sie zeigen also zu dem ihnen jetzt gewordenen Berufe, im Gefolge des Herrn das Evangelium auszubreiten, d. h. sie zeigen zu der Menschheit, welcher ja eben das Evangelium gepredigt und durch dasselbe geholfen werden sollte, eine Liebe, welche innig und glühend genug ist, um Hab und Gut daran zu setzen, um das größte Opfer zu bringen. Diese Liebe müssen wir obenan stellen, weil sie in Wahrheit das erste unerläßlichste Erforderniß ist, und ohne sie alles Uebrige nicht vermöchte, uns zu Menschenfischern zu machen.

Und darum steht denn auch unter allen denkbaren Antworten auf die Frage: Wie es doch wohl zugehe, daß wir, Mitchristen, was sich leider nicht leugnen läßt, bei weitem nicht genug zu unserer gegenseitigen Erziehung für das Reich Gottes thun, bei weitem nicht in dem Maße, als man es voraussetzen sollte, zur Besserung und Heiligung auf einander einwirken, — ich sage, unter allen denkbaren Antworten auf diese Frage steht darum die Eine obenan: weil doch der Geist der Liebe bei weitem nicht mächtig genug waltet in unserer Gemeinschaft und in den einzelnen Kreisen derselben. Hundertmal verdammen wir das Laster, das Verbrechen, davon wir Zeugen sind, ohne auch nur Einmal zu versuchen, ob nicht die in dasselbe versunkene Seele wieder emporzuziehen sei. Wäre das Heil der Seelen unser heißestes Verlangen, wie könnten wir so unthätig sein? Hundertmal sprechen wir mit entrüsteten Worten über die Verwahrlosung uns aus, die auf den Straßen und Plätzen, die in den Häusern der verzweifelten Armuth uns entgegentritt, ohne daß Einmal unsere Hand sich ausstreckte, um einem Verwahrlosten zu helfen; und wenn es geschehen soll, so müssen ganz besondere Umstände ihn unserer Rücksicht empfohlen haben. Hätten wir wirklich ein Herz für

die Unglücklichen, wie könnten wir so wählerisch sein? Hundertmal richten wir hinter dem Rücken die Fehler unserer Freunde und Bekannten, ohne Einmal Angesicht gegen Angesicht sie freimüthig zu strafen und aufmerksam zu machen auf dasjenige, was sie ablegen sollten. Hätten wir Liebe genug zu ihnen, wie könnten wir so saumselig sein? Ach, Hundertmal ertragen und beklagen wir in der Stille die Sünden unserer nächsten Angehörigen und Hausgenossen, ohne diese auch nur Einmal mit mildem und eindringlichem Ernst darüber zur Rede zu stellen. Hätten wir das rechte Maß der Liebe, — der Liebe, die des Andern Seele sucht, und nicht ruhen kann, bis sie seinen Mängeln abgeholfen und ihn versorgt hat so reichlich als möglich mit dem Brode des wahren Lebens, — wie könnten wir so nachläßig sein?

Ja, an Liebe fehlt es bei uns, an Liebe zu denen, an welchen wir den von Christo empfangenen Beruf erfüllen sollen, — das ist der Hauptübelstand und die vornehmste Ursache der geringen Erfolge in diesem Berufe! Oder dünkt euch das zu viel gesagt, und wollt ihr einwenden, die Liebe sei wohl da, und mit ihr der gute Wille und das eifrige Verlangen, das Gottesreich auszubreiten; es treten nur immer zu viele Hindernisse und hemmende Umstände ein, die zum Wollen nicht das Vollbringen kommen lassen? — seht, so liegt darin schon zum Theil das Eingeständniß, daß es der unter uns herrschenden Liebe doch noch an Etwas fehlt, das ihr erst die Krone aufsetzt, und dadurch sie erst das Größte wird, — nämlich die Kraft der Selbstverleugnung, die Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen, und bedeutende Opfer, wo es sein muß. Die Jünger verließen Alles, und folgten Jesu nach, um Menschen zu fangen für seine Wahrheit und sein Heil. Unsere Liebe aber hat nicht überall Lust zu solcher, ja auch nur zu entfernt ähnlicher Entsagung. Der Vermögende will nichts lassen von seinem Besitz, um dem Besitzlosen durch Irdisches zum Himmlischen zu helfen, — und der Angesehene will sich nichts von seinem Ansehen vergeben, und der Gelehrte will nicht, daß man ihm seine kostbare Zeit raube, und der Geschäftsmann will nichts von seinem möglichen Gewinne ein-

büßen, und der Friedliebende will sich den Hausfrieden, und der Bequeme seine Gemächlichkeit, und der Fröhliche sein Vergnügen nicht stören lassen. Und so bleibt die Liebe eine bloße Regung des Herzens, ein weiches Mitgefühl mit der Sündennoth der Menschheit und ein frommer Wunsch für aller Welt Heil, und läßt eine Gelegenheit nach der andern, was sie wünscht, zu verwirklichen, vorübergehen, — eine Aufforderung nach der andern, thätig Hand anzulegen, unerfüllt, und einen Hülferuf nach dem andern unerhört, und läßt einen Tag nach dem andern hineilen — bis sie am Ende nackt und bloß dastehen wird vor dem höchsten Richter und verstummen auf dessen Frage nach ihren Zeugnissen und Werken und Früchten! —

O in diesem Stücke, meine Freunde, wollen wir denn vor allem Anderen uns prüfen: ob wir auch wohl gerüstet sind, das Werk des Herrn zu treiben, und ihm die Seelen zu gewinnen? — und nicht ablassen, zu beten, daß die Liebe gegen alle Menschen in uns erwachse und täglich zunehme. Von dieser Zunahme hängt unsere ganze Tüchtigkeit zu dem Dienste des Reiches Gottes ab. —

2.

Was die Jünger, der Erzählung zufolge, bereits haben, daran knüpft sich nun für unsere Betrachtung ein Zweites, das sie, dem Worte Christi gemäß, für ihren neuen Beruf noch sich aneignen sollen; das ist ein fester Muth, der keine Gefahr fürchtet. Fürchte dich nicht, so redet der Erlöser den Petrus an; denn von nun an sollst du Menschen fangen. Die Ermuthigung bezieht sich freilich zunächst auf etwas Vorhergegangenes, indem nämlich der reiche Fischzug, den sie soeben gethan, auf die Jünger den Eindruck des Schreckens gemacht hatte, und sie entsetzt waren vor der überraschenden Wirkung der höhern Macht, die ihnen hier zu Hülfe kam, worüber sie Jesus nun eben beruhigen will. Gewiß aber soll jenes: Fürchte dich nicht, auch auf etwas noch Zukünftiges sich beziehen; das geht

schon daraus hervor, daß der Herr das Folgende mit einem denn anknüpft; Denn von nun an sollst du Menschen fangen; worin offenbar die Andeutung liegt: der Beruf, Menschen zu fangen, werde Manches mit sich bringen, was einem nicht mit Muth gerüsteten Geiste wohl Furcht einzujagen im Stande sei. — Und was mehr? Spricht der Erlöser nicht zu andernmalen ausdrücklich und ausführlich über die Gefahren, die den Verkündigern seines Evangeliums bevorstehen? ebenfalls da hinzufügend: Fürchtet deren Keines! Und ist es nicht auch hinlänglich aus der Geschichte bekannt, wie viel der Art wirklich die Apostel zu erleiden hatten, was man, wenn irgend Etwas, mit banger Furcht zu erwarten pflegt?

Ja, eines festen und starken Muthes bedurfte es zur Ausbreitung des Gottesreiches; und eines solchen bedarf es noch immer. Freilich, nicht eben Ueberantwortung vor den Rathhäusern, und Geißelung in den Schulen, und peinliche Anklage vor Königen und Fürsten, und Verfolgung aus einer Stadt in die andere, — nicht eben diese und ähnliche Gewaltthat mag es sein, was wir als Bringer der Wahrheit Jesu zu gewärtigen haben. Aber es giebt tausend andere Dinge, gegen welche wir mit allem Muth, mit aller Entschlossenheit und Festigkeit, deren wir fähig sind, uns waffnen müssen, indem wir's unternehmen, Seelen zu gewinnen. Feindselige Mächte, darauf dürfen wir sicher zählen, treten uns überall entgegen, wo es sich darum handelt, ein gutes Werk zu stiften, mitzuwirken namentlich zur Heiligung und Bekehrung eines Herzens; feindliche Mächte, die uns einschüchtern wollen, und, statt der gehofften Freude, uns allerlei Gefahr und Nachtheil und Verdruß und Kümmerniß zu bereiten drohen. —

Ja, seltsam genug, das Alles tritt uns vielleicht am Meisten in der Person derer entgegen, für deren Seelenheil wir eben wirken wollen; gerade die, welche wir fangen möchten im Netze Christi, fürchten wir gewöhnlich am Meisten. Ihr Widerspruch und Widerstreben, ihr Unwille und Zorn, ihr Mißfallen und ihre Feindschaft, ihre Heftigkeit und Bitterkeit, ihr Spott und Hohn, ist es, was wir nicht heraus zu

fordern wagen, weil wir es zu ertragen nicht den Muth haben; und wie unendlich oft schon mag es gekommen sein, daß in den innigsten und vertrautesten Verhältnissen die aufrichtige Liebe selbst, weil sie doch die Furcht noch nicht auszutreiben vermocht hatte, schüchtern und feige das tadelnde Wort zurückhielt, das sie hätte aussprechen sollen, und den Andern schonte, wo sie ihn hätte strafen sollen, und die heilsame Warnung aufschob, um ja nicht damit zur mißliebigen Zeit zu kommen, und den gerechten Widerspruch unterdrückte, zitternd vor dem Gedanken, daß er erbittern könnte, und allerlei Unwesen duldete, ja wohl gar gut hieß, um nicht durch das Gegentheil anzustoßen, und so die besten Stunden zum heiligen Fange vorüberließ, geschreckt durch die bloße Vorstellung eines Unwetters, mit welchem sie könnte zu kämpfen haben, und so ihren höchsten Beruf versäumte und verleugnete, aus Rücksichten und Beweggründen, die allesammt unter den Namen Menschenfurcht zusammenfallen.

Nicht also, Mitchristen, nicht also soll es unter uns sein. Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommt? so ruft in unserer heutigen Sonntagsepistel derselbe Jünger, den hier im Evangelium Christus ermuthigt, nun wiederum den Seinigen ermuthigend zu. Ja, was ist, das uns schaden könnte, so wir dem Gebote des Herrn nachkommen und in seinem Dienste, an seinem Netze stehen? Wir für ihn, und er mit uns, — dann muß uns Alles zum Besten dienen; dann wird selbst, was die Welt Schaden nennt, für uns Gewinn. Verachtung und Spott, um seinetwillen erlitten, ist hohe Ehre; und Zwietracht, aus unserm Eifer für ihn entstanden, bringt tiefen Frieden, und Zorn und Mißhandlung und böse Laune, für ihn erduldet, schafft heilige Freude. Und so trübe und drohend auf dem Meere, das wir befahren in seinem Dienste, Gewölk und Wogendrang sich gestalten möge, — immer tönt hell und heiter sein Wort darein: Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir! — Ja, fürchtet euch nicht vor dem Haß der Welt, ihr Zeugen der Wahrheit, wo es zur Belehrung oder Bekehrung der Welt des freien Wortes bedarf;

fürchtet euch nicht vor der Ungnade eurer Vorgesetzten, ihr Untergebenen, wo ihr zu ihrem Heil ihnen widersprechen müßt; fürchtet euch nicht vor dem Zorne der Herrschaft, ihr Dienstboten, wo es ihr noth thut, aus eurem Munde eine Mahnung an ihre Pflicht zu hören; fürchtet euch nicht Einer vor des Andern Heftigkeit oder Empfindlichkeit, ihr Ehegatten, wo es an der Zeit ist, euch gegenseitig auf Fehler und Sünden aufmerksam zu machen; fürchtet euch nicht vor dem störrigen Sinn eurer Kinder, ihr Eltern, indem ihr ihnen den Nacken beugen wollt; fürchtet euch nicht vor dem unbändigen Geiste der Schule, ihr Lehrer, indem ihr Zucht und Ordnung herzustellen unternehmt, — fürchtet euch nicht, denn Er ist für euch, bei euch, und mit euch, der dem Petrus Muth zusprach, und mit dem Jünger war allezeit, — nur in jener Stunde nicht, als der Jünger feigherzig ihn verleugnete! —

3.

Und neben der Ueberzeugung, daß er mit uns sei, und aus allen Nöthen und Widerwärtigkeiten, großen und kleinen, die wir in seinem Namen erdulden, uns zuletzt doch aushelfen werde zu seinem himmlischen Reich, laßt uns den zuversichtlichen Glauben hegen, daß auch unserm Werke, welches ja kein anderes, als das seinige ist, der Segen nicht ausbleiben werde, den er selbst verheißt. Das ist das dritte Erforderniß in dem hohen Berufe, den er uns angewiesen hat, ihm die Seelen zuzuführen, — ein gläubiges Vertrauen, das an dem Erfolge nimmer zweifelt. Als Beispiel und Vorbild desselben dürfen wir das betrachten, was im Evangelium uns von Simon erzählt wird, und freilich zunächst nur dessen irdischen Beruf anging, aber zugleich doch auch ein Zeugniß ablegt von der Sinnesart des Jüngers in Ansehung der Dienste, die er von nun an dem Reiche Gottes leisten sollte. Fahre auf die Höhe, sprach Christus zu ihm, und werfet eure Netze aus, daß ihr

einen Zug thut. Simon antwortete: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. — So sprach er, und so that er, weil er trauete der Verheißung Dessen, welcher eben jetzt so gewaltig zu dem Volke geredet hatte, und von dessen Predigt der Jünger selbst denjenigen tiefen Eindruck mochte empfangen haben, welchen nur das Zeugniß der Wahrheit aus Gott hervorzubringen vermag.

Demselben Worte der Verheißung wollen auch wir, Mitchristen, trauen unbedingt, und auf dasselbe Wort hin getrost unser Netz auswerfen. Es ergeht an uns mittelbar durch den Buchstaben der Schrift, die von Jesu zeugt; sollten wir so blind sein, es da zu übersehen? Aber es ist uns auch nahe in unserem Herzen, und redet zu uns unmittelbar, d. h. der Geist, den wir empfangen haben von Christo, ist ein Geist der Hoffnung, der Zuversicht und der Freudigkeit, und versichert uns jederzeit, wenn anders wir mit rechtem Ernst zur Mehrung des Gottesreichs wirken, daß unsere Arbeit nicht vergebens sein werde in dem Herrn. Wie sollten wir so taub sein, diese Stimme des Geistes zu überhören, so kleinmüthig, Mißtrauen in sie zu setzen! O fürwahr, meine Freunde, nur ein Kranker, oder mit der Menschheit Zerfallener kann es sein, der den endlichen Sieg des Guten, der das Gelingen und den heilsamen Erfolg irgend eines Schrittes für die gute Sache von vorn herein in Zweifel zieht. Darum laßt es überall unsere Loosung sein: Herr, auf dein Wort!

Und selbst die traurigsten Erfahrungen sollen uns darin nicht irre machen. Es wird ja freilich an solchen nicht fehlen. Wer von uns hätte nicht schon oft bekennen müssen: So und so lange habe ich gearbeitet, und nichts gefangen, und nichts ausgerichtet! In wessen Wirkungskreise gäbe es nicht Herzen, die für das Gute sich, wie es scheint, nicht wollen gewinnen lassen, — böse Geister, die durch keinerlei heiligen Zauber zu bannen sind? Um deßwillen aber laßt uns nun nicht das Vertrauen wegwerfen,

welches eine große Belohnung hat. Laßt uns bedenken, daß manche Früchte langsam, ja die edelsten meistens am Langsamsten gedeihen. Laßt uns bedenken, daß wir wirken für ein unsichtbares Reich, in welchem man darauf verzichten muß, alsobald mit leiblichem Auge zu schauen, was man ausgerichtet hat, — in welchem man muß glauben können, ohne zu sehen, — glauben, d. h. ja eben, eine gewisse Zuversicht haben deß, das man nicht sieht, — des Erfolges, der vielleicht noch in ferner Zukunft liegt, vielleicht auch schon da ist, und nur unserer Kurzsichtigkeit sich noch verbirgt.

Nein, meine Freunde, von dem, was wir mit ganzem Ernst für das Reich Christi thun, geht wenig oder nichts verloren. Es wirkt schon, wenn es auch nicht wirken sollte in der Zeit und auf die Weise und an dem Orte, wo wir gerade die Wirkung erwarten. Dagegen, wie viel Heil mag schon ausgeblieben, wie viel Unheil entstanden sein durch Schuld des Unglaubens an die Verheißung: Fahre auf die Höhe, daß du einen Zug thuest! Wie manches Gotteswerk mag schon unausgeführt, unbetrieben gelassen sein, um des unseligen Mißtrauens willen, ob es auch gelingen werde! Wie viele Seelen, die wohl für die Wahrheit Christi sich fangen ließen, irren in dem weiten wüsten Meere der Welt umher, weil Niemand da ist, der freudiges Vertrauen genug hätte, das Netz nach ihnen auszuwerfen! In Häusern und Gemeinden, in Städten und Staaten, — wie viel Ungöttliches mag noch immer ungehindert, wie viel Mißbräuchliches unabgeschafft, wie viel Schönes ungepflegt, wie viel Großes und Herrliches ungeweckt bleiben, lediglich, weil das Wort des Herrn, das fort und fort ergehende, nicht genug freudige und gläubige Thäter findet, die da sprächen: Nun Herr, auf dein Wort! O laßt uns so sprechen überall, wo es gilt, Hand anzulegen! Die heilige Macht, von welcher der Beruf kommt, wird auch das Gedeihen und Gelingen geben! —

4.

Hat sie es aber gegeben und unser Werk mit Segen gekrönt, dann endlich sei auch sie allein gepriesen, und was uns selbst, die Werkzeuge, betrifft, so erfülle uns das Bewußtsein, daß wir nur gethan haben, was wir zu thun schuldig sind. Das ist das Letzte von den in unserm Evangelium angedeuteten Erfordernissen des heiligen Berufs, Menschen zu fangen, — eine tiefe Demuth, welche für den Erfolg dem Herrn allein die Ehre giebt. — Der Ermunterung Christi mit gläubigem Vertrauen entgegenkommend, hat Petrus mit seinen Genossen einen Zug gethan, welcher ihm die vergebliche Arbeit der vorigen Nacht überreichlich lohnt. Aber fern bleibt es nun dem Jünger, des Erfolges Ehre Dem zu entziehen, welcher das Wort der Verheißung sprach, und dieselbe etwa seiner eigenen Berechnung und Geschicklichkeit und Ausdauer anzumaßen! Vielmehr überwältigt ihn im Gefühle seiner Ohnmacht der Natur gegenüber die Demuth dergestalt, daß er, noch unbekannt mit dem Geheimnisse der Liebe, welche gerade für die Sünder gekommen war, und mit ihnen verkehren wollte, den Erlöser fußfällig bittet: Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch. Auch hier dürfen wir von dem irdischen Berufe die Anwendung machen auf den im Reiche Gottes, und annehmen, daß der Mann, welcher um seiner sündigen Schwachheit willen es nicht für sein Werk und Verdienst achten mochte, daß ein zahlreiches Heer von Fischen in sein Netz ging, noch viel weniger seiner Kraft und Würdigkeit es zugeschrieben haben werde, wenn er fortan mit dem Netze des Evangeliums Menschenseelen fing.

Und darin, Mitchristen, müssen wir Alle ihm gleichen. Stolz und Hochmuth, Selbstruhm und Selbstgefälligkeit, taugt ja freilich in keinem Falle, mögen sie sich gründen, worauf sie wollen. Denn welche Vorzüge es auch seien, deren der Mensch sich freuet, welche Gaben und Kräfte, die ihm zu Gebote stehen, welche Verdienste, die er sich erworben, — immer sollte er doch eingedenk sein: Was hast du, das du

nicht erst empfangen hättest? Aber ich möchte sagen, wenn es denn einmal stolzirt und gerühmt und gepocht sein soll, und nicht ohne das abgehen kann, — nun so rühmt euch immerhin jedes andern Dinges, — rühmt euch des Vermögens, das ihr durch eure Klugheit erworben, der Kunstfertigkeit, die ihr durch Fleiß euch angeeignet, des Einflusses, den ihr in bürgerlichen Angelegenheiten auf eure Nebenmenschen habt, des Lichtes der Wissenschaft, das von euch ausgeht, — rühmt euch, wenn ihr's nicht lassen könnt, der leiblichen Wohlthaten, mit denen ihr Armen und Nothleidenden aufgeholfen habt: eitel ist aller solcher Selbstruhm; doch ist er noch bei Weitem nicht der schlimmste. Wahrhaft sträflich aber und gotteslästerlich ist es, wenn ihr da, wo ihr Etwas ausgerichtet habt für das Reich Gottes, nicht ihm zuerst, und ihm allein die Ehre gebt, welcher allein es in seiner Macht hat, die Herzen zu lenken wie Wasserbäche, und die Seelen zu ziehen mit geheimnißvollem Zuge zu seinem Sohne. Ist es euch gelungen, eine Seele zu retten vom Tode, einen Sünder zu bekehren von dem Irrthum seines Weges, einen Lasterhaften aus den Fesseln des Bösen zu reißen; ist es euch gelungen, einen heiligen Entschluß zu wecken in dem Nächsten, einen zündenden Funken der Wahrheit oder der Liebe zu werfen in seine ungöttliche Finsterniß, einen Gedanken der Buße herauf zu beschwören in seiner öden Brust, eine Thräne der Reue zu lösen aus seinem versiegten Auge, — ist es euch gelungen, ein zürnendes, im gegenseitigen unchristlichen Haß entbranntes Feindespaar zu versöhnen, — beglückt euch, ihr Väter und Mütter, der Anblick wohlgerathener, unter eurer erziehenden Hand wohlgerathener Kinder, — entlaßt ihr, Lehrer, wohlgesittete, unter eurer Obhut gebildete Schüler und Schülerinnen aus der Schule in's Leben, — habt ihr, Hausfreunde, Frieden getragen in ein unfriedliches und zerfallenes Haus: — o dann, dann vergesset, dann lasset euch nicht einfallen, daß ihr es seid, die da gewirkt haben; — dann rühmt euch einzig der eigenen Schwachheit und der Kraft Gottes, die in dem Schwachen mächtig ist; dann fallet dankend nieder vor ihm, deß allein

das Werk ist, — nicht eben bittend, wie Petrus, dem in der Nähe der wunderbaren Macht unheimlich wurde: Herr, gehe hinaus von mir! — vielmehr flehend: Herr, bleibe bei mir! aber, dem Jünger gleich, in dem Bekenntnisse: Ich bin ein sündiger Mensch, der, was er vermochte, nur vermocht hat durch deine Kraft, und nur ein Werkzeug, ein unwürdiges Werkzeug war deiner Heilsgedanken! —

Sehet dort, andächtige Freunde, die Orgel, welche unsere Gesänge begleitet und trägt. Ein gewaltiges Werk, und, wenn irgend eines von Menschenhand, der Bewunderung werth. Indem wir die künstliche Zusammenfügung der tausend Stimmen zu einem harmonischen Ganzen betrachten, so müssen wir ja wohl staunen darüber, wie Großes und Unsterbliches der menschliche Verstand zu ersinnen und herzustellen vermocht hat. Und mehr noch, indem wir die Gewalt der Töne empfinden, die bald rührend und ergreifend, bald tröstend und erhebend, bald erweckend und erschütternd in die Tiefen unserer Seele dringen, und dem, was dort schweigt, — den unaussprechlichen Seufzern, — einen Ausdruck, und dem, was dort lebt, die Vollendung geben, und was dort ringt zum Siege, und was noch fehlt, in's Dasein rufen, — und zu Einer feierlichen Geisterstimme zusammenschmelzend, nun auch die Geister der Gemeinde vereinigen zu Einer Stimmung des Dankes und der Freude, oder der heiligen Trauer und Buße: — o dann besonders können wir's ja gar nicht lassen, zu rühmen, wie Großes der Mensch zu leisten im Stande ist! Aber seht, das Rühmen soll alsobald umschlagen in einen Preis Gottes, der solche Gewalt dem Menschen gegeben hat, wie denn auch eben jenes mächtige Kunstwerk die Ueberschrift trägt: Soli Deo Gloria, — Allein Gott in der Höh' sei Ehr'! Denn Er allein ist es, dessen allwaltender Geist durch das Werkzeug zum Geiste spricht.

Das Bild gilt uns, Mitchristen! Denn Gottes Geist allein ist es auch, der durch unsern Mund spricht, wenn wir überzeugend zur Wahrheit, oder erweckend zur Heiligung,

oder züchtigend zur Buße, oder tröstend zum Frieden zu unsern Nebenmenschen reden, — **Gottes Kraft** allein ist es, die durch **unsere Hand** wirkt, wenn wir für sein Reich die Seelen gewinnen und fangen. So stehe denn auch in unsern Herzen über allen **Gaben** und **Kräften**, — so stehe in unserer Erinnerung über allen **Werken** und **Verdiensten** die Ueberschrift: **Gott allein die Ehre!** — Amen.

XIV.

Wie Jesus an den öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes sich betheiligte.

Sonntag X. post trin. 1843.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Meine andächtigen Freunde!

Als heute vor vierzehn Tagen eine allgemeine vaterländische Feier unser Nachdenken für einen ungleich weitern Lebenskreis in Anspruch nahm, als der ist, in welchem wir gewöhnlich uns bewegen, da mochte selbst von den andächtigsten Festgenossen Mancher es sich nicht verbergen können: der Tag lasse ihn doch im Ganzen ziemlich kalt, und ergreife ihn wenigstens bei weitem nicht in dem Maße, wie es diejenigen gottesdienstlichen Betrachtungen zu thun pflegen, welche auf unsere besondern und besondersten Verhältnisse eingehen, und von Beruf und Stand, Haus und Hof, Weib und Kind handeln.

Es wäre nun nicht schwer, diesen Mangel einer lebhaften Theilnahme an den allgemeinsten Angelegenheiten des Vaterlandes, der unter uns, hier mehr, dort weniger, herrscht, aus allerlei Umständen zu erklären; gewiß aber würde es nicht gelingen, ihn darzustellen als Etwas, das mit dem rechten und gesunden Christenthume immerhin sich vertrage. Und wenn es bisher gab und noch immer giebt eine zahlreiche Menge von Gläubigen, welche das als die vollkommenste Form des Christenthums ansehen, daß man, unbekümmert um

alle öffentlichen Angelegenheiten, soweit es irgend der irdische Beruf gestattet, still und zurückgezogen für die eigene und der nächsten Angehörigen Seele sorge, so können wir das nur als eine beschränkte Ansicht von der Macht des in Christo erschienenen und durch ihn geweckten Geistes betrachten.

Diejenigen, welche diese Ansicht theilen, pflegen sich dabei wohl mit einigem Scheine des Rechtes auf die Apostel zu berufen, deren Wirksamkeit allerdings nie und nirgends auf das öffentliche Leben im weitesten Sinne sich erstreckte, ja deren Ermahnung geradezu dahin geht, daß die Christen die gesammten vorhandenen äußeren und irdischen Ordnungen des größern Gemeinwesens, dem sie angehören, ohne alle weitere Untersuchung und Grübelei als eine Veranstaltung Gottes betrachten, und daher unbedingt denselben sich fügen sollen. Allein, meine Freunde, wir dürfen nicht vergessen, daß die Apostel also thaten und lehrten zu einer Zeit, wo das Christenthum von dem jüdischen Gemeinwesen bereits ausgestoßen, und von den heidnischen Staaten noch nicht aufgenommen war; wo also überall die kleinen Kreise der Christenheit, politisch unselbstständig, umgeben und getragen waren von einem großen, fremdartigen Gebiete, auf dessen Ordnungen das Evangelium noch keinen Einfluß haben, und an dessen Gestaltung und Entwickelung daher der Christ naturgemäß noch keinen lebhaften Antheil nehmen konnte.

Anders, ganz anders stellt sich das Verhältniß zum öffentlichen Leben für die Bürger des christlichen Staats. Als solche sind wir Glieder eines großen Ganzen, welches belebt wird durch den uns erfüllenden Geist, und hinstrebt zu dem uns für das Höchste geltenden Ziele, und anerkennt und verwirklichen will die von uns ergriffene und bekannte Wahrheit. Als solche stehen wir nicht dem Ganzen, dem Allgemeinen, dem Oeffentlichen gegenüber, sondern wir bilden dasselbe, wie die Gesammtheit der Theile und Gliedmaßen den Leib bildet. Der Antheil also, den Jeder von uns am Gemeinwesen hat, ist kein geringerer, als der, welchen jedes Glied am Zustande des Körpers hat. Alles öffentliche Leben ist unser eigenstes Leben, alles öffentliche Wohl unser eigenes

Glück, alles öffentliche Gebrechen unsere eigene Noth, alle öffentliche Ehre oder Unehre unser Ruhm oder Makel. Ueberall Wirkung und Rückwirkung, Tragen und Getragenwerden, Empfangen und Mittheilen; überall der innigste organische Zusammenhang, den zu zerreißen das unnatürlichste Werk, den zu verkennen die kurzsichtigste Thorheit wäre. Und in der That, könnte Jemand hierüber noch zweifelhaft sein, so dürften wir ihn nur hinweisen auf dasjenige, was dem Christen jederzeit für die unfehlbare Entscheidung, so zu sagen für die höchste Instanz gelten muß, — auf das Beispiel und Vorbild des Herrn Jesu selbst. Wie dieser aber in Hinsicht auf das jetzt Besprochene dachte und that, das wird uns dargestellt in dem Evangelium des heutigen Sonntags, welches geschrieben steht

Text: Ev. Luc. 19, 41—48.

Und als er nahe hinzu kam, sahe er die Stadt an, und weinete über sie,

Und sprach: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen.

Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern, und an allen Orten ängsten;

Und werden dich schleifen, und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.

Und er ging in den Tempel, und fing an auszutreiben, die darinnen verkauften und kauften.

Und sprach zu ihnen: Es stehet geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt's gemacht zur Mördergrube.

Und er lehrete täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten, und die Vornehmsten im Volk, trachteten ihm nach, daß sie ihn umbrächten,

Und fanden nicht, wie sie ihm thun sollten: denn alles Volk hing ihm an, und hörete ihn.

Auf den ersten Blick werdet ihr, meine andächtigen Freunde, erkannt haben, daß in dem vorgelesenen Texte Zweierlei enthalten ist, das im gleichen Maße unser Nachdenken fesselt. Der Erlöser nämlich legt Einmal, Jerusalem erblickend, seinen

lebhaften Antheil an dem politischen Schicksale des jüdischen Volkes zu Tage; dann aber, eintretend in den Tempel, nimmt er sich auch der gottesdienstlichen oder kirchlichen Angelegenheiten auf die nachdrücklichste Weise an. Wir wollen indessen diese beiden Gegenstände in unserer Betrachtung nicht etwa trennen; vielmehr kann die nahe Nachbarschaft derselben für unsern Zweck uns nur willkommen sein, da beide für uns heute unter einen höhern Gesichtspunkt zusammenfallen. Staat und Kirche nämlich, — diese beiden großen Verbindungen, über deren gegenseitiges Verhältniß die Ansichten von jeher so verschieden gewesen sind, — Staat und Kirche zusammen bilden das eigentliche Gebiet des öffentlichen Lebens; und mag man über das Wesen beider Verbände und über die Rechte und Pflichten des einen dem andern gegenüber urtheilen wie man will, so wird man doch immer sagen müssen, daß es ebensowenig eine das gesammte Volk betreffende Frage geben kann, die nicht entweder eine staatliche, oder kirchliche, oder Beides zugleich wäre, als sich umgekehrt irgend eine den Staats- oder Kirchenverband betreffende Angelegenheit denken läßt, die nicht für das gesammte Volk, für Jedermann ohne Ausnahme, eine hohe Wichtigkeit hätte. — Diese Wichtigkeit nun überall anzuerkennen, ist Etwas, das uns als Christen keineswegs fern liegt, vielmehr unfehlbar ziemt; wie wir denn ihn, in welchem das wahre und vollkommne Leben erschienen, und welcher seiner irdischen Erscheinung nach unser Vorbild in allen Stücken ist, eben auch in diesem Stücke ein erweckendes Beispiel uns geben sehen. Laßt uns dasselbe jetzt genauer und aufmerksamer betrachten. Die vorgelesene evangelische Erzählung zeigt uns

Wie Jesus an den öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes sich betheiligte.

Er hatte nämlich für dieselben

1) **einen hellen Blick,**

2) **ein tiefes Mitgefühl,**

3) ein freies Wort,

4) eine kräftige That.

Uns aber erfülle in dieser Stunde sein Geist, daß wir des einigen Herrn und Meisters Größe erkennen und durch sein Beispiel unseren Sinn erwecken lassen. Amen.

1.

Daß der Erlöser einen hellen Blick hatte für den Zustand des öffentlichen Lebens in seinem Vaterlande, des würde, auch wenn alle andern zahlreichen Beweise dafür uns fehlten, schon aus dem heutigen Evangelium offenbar hervorgehen. Denn hier spricht er eine traurige Weissagung aus über Jerusalem, welche, wie wir wissen, bald hernach buchstäblich eintraf, als die Stadt von den Heeresschaaren der Römer feindlich umlagert und bedrängt, und endlich auf's Grausamste zerstört ward. Eine solche untrügliche Weissagung der Zukunft aber konnte nur hervorgehen aus einer tiefen, klaren und umfassenden Erkenntniß der Gegenwart und ihrer Verhältnisse, konnte nur beruhen auf einer unbefangenen und richtigen Beurtheilung und Deutung der Zeichen der Zeit. —

Je bereitwilliger ihr nun aber, meine andächtigen Freunde, diese klare Einsicht und dieß tiefe Urtheil ohne Weiteres dem Erlöser zugestehen werdet, desto weniger möchtet ihr vielleicht einräumen wollen, daß er hierin uns könne ein erweckendes Vorbild sein. Dieß Durchschauen der öffentlichen Verhältnisse, so werdet ihr etwa entgegnen, setze eine natürliche Gabe, einen angeborenen Scharfblick voraus, der nur Wenigen verliehen sei, und den wir namentlich bei dem Sohne Gottes zu rechnen haben unter die geheimnißvollen Kräfte der inwohnenden Gottesfülle, so daß es uns zwar gezieme, den Herrn um solcher außerordentlichen Ausrüstung willen zu bewundern, aber nimmermehr in den Sinn kommen könne, hierin ihm nachahmen zu wollen. — Allein, meine Freunde, dieser Einwurf, so nahe er zu liegen scheint, wäre doch, recht betrachtet, ein durchaus ungültiger. Denn zu geschweigen, daß

auf diese Weise alles Außerordentliche, was wir an dem Herrn sehen, — und das hieße mit andern Worten seine ganze Erscheinung, — unserer Nacheiferung entrückt, und also sein Wort: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, — überhaupt zunichte gemacht würde: so geht aus seiner eigenen Rede an mehr als einer Stelle offenbar hervor, daß er an jedes Mitglied eines Gemeinwesens, eines größern Ganzen, die unerläßliche Anforderung macht, den Zustand dieses Ganzen im Auge zu haben und mit demselben wenigstens in der Hauptsache bekannt und vertraut zu sein. Oder wie könnten wir es sonst verstehen, wenn der Herr die Schriftgelehrten und Pharisäer schilt um deßwillen, daß sie zwar die Vorzeichen des Wetters, aber nicht die Zeichen der Zeit zu deuten wissen? Wie könnten wir es anders verstehen, wenn er eben hier in unserm Texte mit tiefer Wehmuth die Stadt tadelt: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen, und du hast nicht erkannt die Zeit, darinnen du heimgesucht bist. Wenn es aber Jerusalems Bewohnern damals zum Vorwurfe gereichte, den Zustand des öffentlichen Lebens und dessen Bedürfnisse nicht erkannt zu haben, so könnte an uns, Mitchristen, eine gleiche Unbekanntschaft mit den allgemeinen Angelegenheiten unseres Vaterlandes nur um so tadelnswerther sein. Denn Niemand wird doch leugnen wollen, daß eben in der Gemeinschaft des Erlösers und durch seines Geistes Mittheilung der Christ nur um so mehr befähigt ist zur richtigen Beurtheilung des ihn umgebenden Lebens auch in den weitesten Kreisen, und daß die Wahrheit, in welche er von jenem Geiste fort und fort geleitet wird, ihm eben den besten Maßstab giebt zur Würdigung der öffentlichen Verhältnisse seines Vaterlandes.

Und seht, jenem Tadel können wir uns denn auch in der That nicht entziehen, ungeachtet es in der neuesten Zeit in diesem Stücke wenigstens besser zu werden anfängt, als es früher war. So weit nämlich übrigens die Volksbildung bei uns vorgeschritten sein mag, sie ist doch meistens von der Art,

daß sie dem Einzelnen alles Andere eher giebt, als ein klares Bewußtsein von dem wahren Zustande des Ganzen, dem er mit Leib und Leben angehört. Und das gilt von Gelehrten und Ungelehrten. Indem die Ersten sich gründlich mit tausend Dingen beschäftigen müssen, die unserer Zeit fern liegen, und in dieselbe gar nicht mehr eingreifen, so versäumen sie wohl darüber, im Reiche des Lebens und in der Gegenwart sich zu orientiren; und während die Letztern sich mit einer Menge von Gegenständen befassen, welche für den Einzelnen in Beziehung auf Erwerb und Fortkommen allerdings von Wichtigkeit sind, so suchen sie wohl selten Auskunft auf Fragen, die das gemeinsame Leben der Staatsbürger und der Genossen der Kirche angehen. Und daher rührt denn nun bei uns eine weitverbreitete Unkenntniß der wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten, welche den Bürger manches alten, längst untergegangenen Staates um so mehr in Erstaunen setzen würde, je mehr ein solcher die Stufe unserer sonstigen Bildung preisen müßte.

Sage Niemand, das Uebel rühre von Oben her, d. h. von den Grundsätzen und Maximen der obersten und höchsten Behörden. Nein, gewiß, es liegt unserer Obrigkeit nicht daran, Unterthanen zu haben, die überall anderswo eher Bescheid wissen, als im eigenen Staatsverbande, und in allerlei Nebendinge tiefer eingeweihet sind, als in die heiligsten Angelegenheiten des Vaterlandes. Und erst die neueste Zeit giebt uns deutliche Beweise dafür, wie sehr es unserem Landesherrn selbst darum zu thun sei, daß die Blicke Aller mehr auf das Oeffentliche sich richten, und eine klare Einsicht in dasselbe, und richtige Begriffe darüber, sich immer weiter verbreiten. So laßt denn auch uns, Mitchristen, sowohl selbst aus dem engen Gesichtskreise unserer persönlichen oder Familienverhältnisse, unseres besondern Berufs- und Geschäftslebens, je und je hinaustreten mit unserm Nachdenken, zu prüfen und zu erkennen, welches der Stand der Dinge sei im Großen, — als auch in denen, auf welche wir bildend und erziehend einwirken sollen, ein gleiches Interesse anzuregen suchen, überzeugt, daß wir damit ganz im Geiste Christi handeln.

Das freilich bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß dieß nicht so gemeint ist, als sollten wir Alle politische Grübler werden, und unsere Söhne und Töchter zu staatsklugen Leuten bilden. Das wäre fürwahr ein großes Unheil, und würde nimmer zum Guten führen. Wenn es aber dahin käme, daß jeder Staatsbürger ein offenes Auge und ein richtiges Urtheil hätte für die Gestalt derjenigen allgemeinen Verhältnisse, von denen er selbst ja fort und fort unmittelbar oder mittelbar, bewußt oder unbewußt, auf's Bestimmteste berührt wird, von deren Gunst sein und seiner Nachkommen Wohl zum großen Theil abhängt, und unter deren Ungunst er selbst mit den Seinigen empfindlich zu leiden hat, — so wäre das ein wahrhaft vernünftiges, und wir setzen hinzu, durchaus christliches Element der Volksbildung, das man nur aus unvernünftiger Beschränktheit tadeln, dem man nur aus unchristlicher Engherzigkeit entgegenwirken könnte.

2.

Die tiefste Einsicht übrigens in die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse des Vaterlandes ist ein unfruchtbares und todtes Wissen, wenn ihr nicht zur Seite geht das Andere, das wir hier bei dem Erlöser sehen, nämlich ein tiefes und herzliches Mitgefühl. Als er nahe hinzu kam, sah' er die Stadt an, und weinte über sie. Des Vaterlandes Zustand entpreßte ihm Schmerzensthränen, weil derselbe ein unglücklicher war, und ein Unglück weissagender; — wie es umgekehrt ihm eine heilige Freude verursacht haben würde, das öffentliche Leben in einer glücklichen Verfassung und Entwickelung begriffen zu sehen. —

Gewiß auch hier, meine Freunde, gilt das Wort: Ein Jeglicher sei gesinnt wie Jesus Christus auch war! Nur eine des Erlösers unwürdige Selbstsucht, nur ein tief unchristlicher Egoismus kann da herrschen, wo nicht das öffentliche Wohl oder Wehe, — auch ganz abgesehen von seinen äußern Folgen für den Einzelnen in den Häusern, — in den Herzen mit-

empfunden, gefeiert oder beklagt wird; — wo das Angesicht des Staatsbürgers ein Spiegel ist, auf welchem alles Andere eher, als das Schicksal des Staates, sich abwirft und ausdrückt. Und rühmt euch nicht eurer christlichen Theilnahme an allerlei fremden persönlichen und häuslichen Begegnissen, getröstet euch nicht eures Gehorsams gegen das Gebot, zu weinen mit den Weinenden, und fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, so lange euer mitfühlendes Herz nicht weit genug ist für das gesammte Volk, dem ihr angehört, so lange die allgemeinsten Interessen des Vaterlandes bei euch keinen Anklang finden, so lange ihr gleichgültig seid gegen die Lebensfragen des Staates und der Kirche, so lange ihr kalt bleibt bei dem Nothstande, oder unerfreut von dem Wohlstande des öffentlichen Lebens.

Erwartet nun nicht, meine andächtigen Freunde, daß ich auch hier mich darüber ausspreche, ob in unserm Volke überhaupt das rechte Maß und die rechte Innigkeit dieses Mitgefühls, dieser Herzenstheilnahme an dem Großen und Ganzen vorhanden sei oder nicht. Es ist aus vielen Gründen schwer, das zu beurtheilen; es bleibt schwer auch für den Erfahrensten. Um so mehr aber gebe Jeder von uns selbst sich darüber Rechenschaft, wie es mit ihm in diesem Stücke stehe. An Gelegenheit dazu fehlt es nimmer. Wir hören oft genug von Dingen, welche für das öffentliche Leben von entschiedener Bedeutung und Wichtigkeit sind. Sind sie im gleichen Maße uns ernst und heilig, oder gewährt uns ihre Kunde weiter nichts, als eine augenblickliche Unterhaltung, als einen Anlaß vielleicht zu Scherz und Spott? Wir lesen Nachrichten von nah und fern, aus denen sich mehr und mehr unsere Vorstellung von den günstigen oder ungünstigen vaterländischen Zuständen bildet und vervollständigt. Lesen wir sie mit jener Herzenstheilnahme, welche z. B. das Kind den schriftlichen Berichten aus dem entfernten Vaterhause zollt, oder empfinden wir dabei weiter nichts, als befriedigte oder unbefriedigte Zeitungsneugierde? Aus unserer Mitte, so oft wir hier den Tag des Herrn feiern, pflegt ein lautes Gebet emporzusteigen für den König und sein Haus, für das Vaterland und seine

Vertreter, für den Staat und seine Vertheidiger, für die Kirche mit ihren Lehrern und Dienern, — kurz für die gesammten Ordnungen des großen Gemeinwesens, in dem wir stehen. Sind wir immer mit ganzer Seele dabei, wenn solches Alles Gegenstand des Gebetes wird, und ist das laute Wort ein treuer Ausdruck unserer Gefühle, eine Erweckung wenigstens frommer und aufrichtiger Wünsche in unserem Inneren, — oder nehmen wir daran, als an einer nun einmal bestehenden äußern Sitte, nur einen äußerlichen und mechanischen Antheil?

Seht, meine Freunde, es giebt der Veranlassungen genug, an denen der eigenen Herzen Gedanken uns offenbar werden, — es giebt der Fragen genug, die sich vielleicht Mancher von uns nicht ohne Beschämung aufrichtig und wahrhaft wird beantworten können. Wer nun aber nicht jenen warmen und herzlichen Antheil an unsern öffentlichen Verhältnissen nimmt, dem fehlt freilich Etwas, das sich nicht gebieten, nicht erbitten, nicht durch Beweisführung, daß es nöthig und geziemend sei, erwecken und entzünden läßt; er wisse aber, und täusche sich darüber nicht, daß es sich hier nicht etwa handelt um eine bloße, in sittlicher Beziehung gleichgültige, besondere Neigung und Sympathie, sondern daß er eben damit der rechten Fülle und Innigkeit des innern christlichen Lebens entbehrt, wie sie erfordert das Wort, und wie sie erzeugen will der Geist Dessen, welcher Thränen der Wehmuth hatte für Jerusalems Unglück. —

3.

Doch bei den unverstandenen Thränen läßt er's nicht bewenden. Was er hellen Blickes erkannt hat, was er tief und innig empfindet, das spricht er aus. Er hat für die öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes ein freies Wort. — Zunächst eine freimüthige Klage über den bevorstehenden traurigen Verfall des Staates, welcher bei der gegenwärtigen Entartung des Volksgeistes nicht ausbleiben konnte. Es wird, sagt er, die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde dich belagern und ängstigen und

schleifen werden, darum daß du nicht erkannt hast die Zeit, darin du heimgesucht bist. — Dann auch einen freimüthigen Tadel über den gänzlichen Mangel an Gottesfurcht und religiösem Sinne, der in der Entweihung des geheiligten Tempelgebäudes sich kund giebt. Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube! Mit dem Worte straft der Herr, eifernd für das Heiligthum, die Käufer und Verkäufer, welche die Halle besetzt hielten, wie alle die, welche solchen Unfug gestatteten und gut hießen. —

Das freie Wort über des Vaterlandes Zustände, meine andächtigen Freunde, gebührt jedem mündigen Sohne des Vaterlandes; ja derselbe muß, wenn anders ihm das Beispiel Jesu Etwas gilt, dieß freie Wort in Anspruch nehmen als ein geheiligtes, unveräußerliches Recht. Wenn ich sage: jeder Mündige muß das, so liegt darin schon die Andeutung, daß gerade hier sehr wohl zu unterscheiden ist. Nicht Alle, die einem Gemeinwesen angehören, sind darum schon befähigt und berufen, über dasselbe öffentlich zu reden; nicht Alle besitzen die Reife des Urtheils und die Sittlichkeit der Gesinnung, die dazu gehört; und wer von uns hätte nicht schon empfunden, wie überaus widerwärtig es ist, anhören zu müssen, wenn unerfahrene junge Leute keck und vorlaut absprechen über Dinge, von denen sie noch gar nicht die rechte Vorstellung gewinnen konnten, und die vom Standpunkte des Mannesalters sich ganz anders ansehen; oder wenn Menschen von beschränktem Verstande, die nicht einmal ihre nächste Umgebung richtig aufzufassen vermögen, sich breit machen mit ihrem Urtheil über Staatsverwaltung und Kirchenverfassung; oder wenn Einzelne an den Zustand des Ganzen, dem sie angehören, selbstsüchtig nur den Maßstab ihres persönlichen Vortheiles oder Schadens anlegen, und nun wohl gar aller Welt zumuthen, ihre Denk- und Anschauungsweise zu theilen. Ja fürwahr, das ist das Unerquicklichste, was man hören kann!

Allein, je mehr man wünschen muß, daß Stimmen dieser Art schweigen, für desto ersprießlicher und nothwendiger wird man es erkennen müssen, daß die Urtheilsfähigen

nie und nirgends ihr aufrichtiges Urtheil über öffentliche Verhältnisse zurückhalten. Die Urtheilsfähigen aber sind eben die, bei denen die beiden zuvorgenannten Stücke sich finden, nämlich — jener helle, unbestochene, durch christliche Erkenntniß geschärfte Blick, und jenes tiefe, aus christlicher Liebe entspringende Mitgefühl. Wer dieß Beides hat, der theilt die Berechtigung, die Verpflichtung der Apostel: Ich glaube, darum rede ich! und ich kann es ja nicht lassen, daß ich nicht reden sollte! — Freilich, das Schweigen mag in einzelnen Fällen sicherer und unverfänglicher, in vielen Fällen vortheilhafter, in allen Fällen bequemer sein. Aber besser, ehrenvoller, christlicher ist es nie. — Laßt uns einmal, meine andächtigen Freunde, ausgehen von den kleinern Kreisen und Gemeinschaften, von denen das Reich Gottes auf Erden getragen wird. Nehmen wir zuerst das christliche Hauswesen. Wenn der einzelne mündige und verständige Genosse desselben einen Fehler entdeckt, unter welchem das Ganze leidet, einen faulen Fleck, durch welchen das häusliche Glück bedrohet und verkümmert wird, — was soll er thun? soll er schweigen? soll er seine Beobachtung in sich verschließen und nicht laut werden lassen? soll die Furcht oder Pietät, soll die Rücksicht oder Bescheidenheit so weit bei ihm gehen, daß er sich stellt, nicht zu bemerken, was er aufzudecken nicht berufen zu sein glaubt; oder daß er gar gut heißt, was er zu tadeln kein Recht zu haben meint? Wehe über euch, ihr Hausgenossen, die ihr in diesem Sinne rücksichtsvoll seid! Ihr werdet das Reich Gottes unter dem Dache nicht bauen helfen! Ihr werdet keinen Antheil gewinnen an der großen Verheißung: Wer mich bekennt, den will ich wieder bekennen. — Nehmen wir ferner einen bürgerlichen Verband, ein städtisches Gemeinwesen. Wenn innerhalb desselben der erfahrene Bürger von vorhandenen Uebelständen, von herrschenden Mängeln und Mißbräuchen sich überzeugt, die entweder der Wachsamkeit der vorgesetzten Behörden entgehen, oder durch den Einfluß derselben nicht kräftig genug beseitigt werden, — was soll er thun? soll er schweigen? soll er seine Ueberzeu-

gung verbergen? soll er sie vielleicht gar verleugnen, um nicht hier und da anzustoßen, die Mißgunst derer, die unter oder neben oder über ihm stehen, auf sich zu laden? Wehe euch, ihr Bürger, die ihr diese Art der Fügsamkeit habt! Ihr werdet das Reich Gottes in den Stadtmauern nicht bauen helfen! Ihr habt keinen Antheil an dem Worte: Suchet der Stadt Bestes! Denn wenn's ihr wohl geht, da geht's euch auch wohl. Und nun, — es bedarf weiter keiner Vergleichung, — wenn die häuslichen und städtischen Interessen Jedem, der da wünscht, daß in Haus und Stadt sich das Reich Gottes erbaue, so heilig und hochwichtig sind, daß er's nicht lassen kann, zu reden, wo er glaubt, d. h. wo er durchdrungen ist von einer lebendigen Ueberzeugung, — wie sollte der hellsehende, der tieffühlende Christ das freie Wort zurückhalten über die allgemeinsten Verhältnisse des Staates und der Kirche, die ihn wahrlich ebenso nahe berühren, wie seine besonderen und besondersten Angelegenheiten? wie sollte er schweigen oder heucheln, wo er einen Mangel, einen Uebelstand, oder eine Gefahr sieht, dadurch der große Bau des Gottesreichs auf Erden bedrohet oder gehemmt wird? Denn der christliche Staat in Gemeinschaft mit der Landeskirche ist in Wirklichkeit der großartigste Bau, darin das Gottesreich auf Erden eine Gestalt gewinnen und sich verwirklichen kann. Ein Bau, nicht aus todten Massen aufgethürmt, sondern gefügt aus lebendigen Steinen, aus einem Volk, das da seiner höchsten Zwecke sich deutlich bewußt werden und dieses Bewußtsein sich gegenseitig mittheilen, in sich mehr und mehr nähren und ausbilden und auf die folgenden Geschlechter forterben muß durch das Wort. Denn wie anders soll in Kirche und Staat je und je das Vollkommnere sich herausbilden aus dem Unvollkommneren, — wie anders soll das Volksleben in seiner Entwickelung mehr und mehr heranreifen zu dem Ideal, das ihm vorgesteckt ist, — wie anders soll das neue Jerusalem erblühen auf den Trümmern des alten, welches blind in sein Verderben ging, als dadurch, daß die Wahrheit immer allgemeiner erkannt, immer lauter und freier bezeugt wird! Und wehe euch, ihr Staats-

glieder, ihr Genossen der Kirche, die ihr von dem Lichte der Wahrheit in euch tragt, aber von der Wahrheit zu zeugen zu furchtsam, zu unentschlossen, zu friedliebend, zu träge, zu rücksichtsvoll seid! Ihr werdet das Reich Gottes in Staat und Kirche nicht bauen helfen! Ihr habt keinen Antheil an dem Lobe, Gerechtigkeit, — Gerechtigkeit auch im Reden und Urtheilen, erhöhet ein Volk. Nennt euer Schweigen, euer Zurückhalten, euer Heucheln, wie ihr wollt, — nennt es bescheiden, weltklug, rathsam, — nur christlich nennt es nicht, so lange dieß Evangelium gilt. Ihr seid die Gesandten, die, wie Moses, mit der schweren Zunge sich entschuldigen; ihr seid die Propheten, die nicht reden, die Apostel, die nicht predigen, die Offenbarungsboten, die nicht schreiben wollen, die Jünger, die ihr Licht unter den Scheffel stellen und ihr Salz verdummen lassen! —

Ach, es ist ja leider wahr, das freie Wort ist vielfach in Mißcredit gekommen, vermöge des Mißbrauchs. Die Zeugnisse der Wahrheit finden nicht überall das gute Zutrauen, das sie finden sollten, weil von jeher vorlaute und unreife, verkehrte und einseitige Urtheile sich mit ihnen in gleichen Rang gestellt und gleiche Rechte mit ihnen beansprucht haben. Dadurch muß natürlich das Volk irre gemacht, dadurch müssen die Vorgesetzten zu einer strengern Ueberwachung dessen, was öffentlich sich ausspricht, veranlaßt werden. Aber kann der Mißbrauch den Gebrauch aufheben? Kann die unnütze oder schlechte Gesellschaft, die dem freien Worte der Wahrheit sich immer anzuhängen pflegt, ihm seinen Werth rauben? Gebe denn Gott, daß auch in unserm Vaterlande und in unserer Landeskirche der eitlen und unverständigen Schwätzer weniger werden, und der ernsten, gewissenhaften, einsichtsvollen und wahrhaft christlichen Stimmen immer mehr sich erheben! —

4.

Gebe er endlich auch, daß neben der Freudigkeit zum Zeugniß der Wahrheit, die allein aus seines Geistes Anregung

kommen kann, in unserem Volke auch immermehr die Thatkraft herrschend werde, die den Einzelnen zu einem rüstigen Helfer und Vertreter des Ganzen macht. Auch hierin zuletzt giebt uns der Erlöser, nach der Erzählung des Evangeliums, ein erweckendes Beispiel. Er nimmt sich der öffentlichen Angelegenheiten an mit kräftiger That. Als er das Volksheiligthum des Tempels entweihet sieht durch das Geräusch und Gewühl weltlicher Geschäfte, als er die Hallen erfüllt findet von Käufern und Verkäufern, vielleicht ihr Gezänk hört um das Mein und Dein, und die widerstreitenden Stimmen des Eigennutzes und der Gewinnsucht, — da erkennt er, daß durch strafendes Wort allein hier nichts auszurichten sei, und schreitet alsobald zur That. Als Symbol der Gewalt eine Geißel führend, wie an andern Orten uns berichtet wird, treibt er eigenhändig die Menge hinweg von dem verunglimpften Orte, damit im Bethause fortan nur Worte des Gebets und des Dankes vernommen werden.

Nun könnte es freilich scheinen, meine andächtigen Freunde, die Art und Weise, wie Christus hier für das öffentliche Wohl auftritt, — indem er einen zwar sehr tadelnswerthen, aber doch damals gesetzlich nicht verbotenen, ja vielmehr gestatteten Mißbrauch ohne Weiteres umstößt, und die Handeltreibenden also in den ihnen einmal zugestandenen Rechten verletzt, — dürfe uns nicht als ein zur Nachahmung berechtigendes Beispiel gelten. Und in der That hatte der Erlöser dazu eine besondere Vollmacht, die uns fehlt. Ich meine nicht die Vollgewalt, die ihm, als dem Sohne Gottes, im Himmel und auf Erden gegeben war, zu thun und zu lassen, wie ihm der Vater geoffenbart hatte, einzusetzen und abzuschaffen, wie es seinem mit dem höchsten Rathschlusse übereinstimmenden Willen beliebte. Sondern ich meine dieß. Das jüdische Gemeinwesen, sich betrachtend als einen unmittelbaren Gottesstaat, hatte von jeher einzelnen Männern, dafern sie irgendwie über ihre höhere, göttliche Berufung sich auszuweisen vermochten, die Befugniß zugestanden, etwas Bestehendes zu ändern, etwas Neues einzuführen, und vor allen Dingen,

etwas Sündhaftes zu strafen, ohne dabei den gewöhnlichen Weg des Gesetzes und der Rechtshülfe zu gehen, also mit einer gewissen Eigenmächtigkeit, die aber, eben weil ihr Werk als höherer und unmittelbarer Auftrag angesehen wurde, nun auch wiederum nicht eigentlich gesetzwidrig war, sondern vielmehr über dem Gesetze stand. So durfte z. B. der Erlöser, wie wir gleich unmittelbar nach unserm Evangelium lesen, vor den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, die ihn befragten: aus welcher Macht er dieß thue? auf die Taufe des Johannes hinweisen, welche von dem Volke allgemein als ein solches prophetisches Vorrecht betrachtet und anerkannt wurde. Und er selbst, der Herr, hatte diese Berechtigung als Eiferer für Gott längst erworben, vermöge des Eindruckes, den seine ganze Erscheinung, seine Worte und Werke auf die Gemüther gemacht haben mußten. Kurz, er that hier Etwas, das nach dem Begriffe der jüdischen Verfassung keineswegs gesetzwidrig war, obwohl es allerdings für uns ungesetzlich wäre. —

Geben wir aber auch diesen Unterschied zu, so müssen wir doch überhaupt in dem thatkräftigen Auftreten Jesu bei jenem Vorgange ein Beispiel erkennen, das uns mahnt: Gehet hin und thut deßgleichen! Und seht, meine Freunde, das liegt denn auch schon in dem Begriffe und in der Natur des Gemeinwesens, daß der Einzelne dem Ganzen dienen muß, je nach dem Maß und der Art der ihm verliehenen Gaben; und das Ganze würde in Wahrheit gar nicht bestehen, wo dieß nicht der Fall wäre. Das Vaterland, das christliche insonderheit, fordert, mit Recht, mit heiligem Recht, unsere Kraft und Thätigkeit, unser Hab' und Gut, ja unser Blut und Leben, und wo es um sein Wohl sich handelt, da darf keines von den Gütern dieser Welt uns zu kostbar dünken, daß wir nicht willig es aufopferten.

Weil es eine Zeit der Ruhe und des Friedens, der Ordnung und Sicherheit ist, in welcher euch, meine christlichen

Freunde, heute dieß Evangelium verkündet wird, mag vielleicht gerade dieser letzte Zug desselben euch am wenigsten zum Herzen sprechen, euch am wenigsten geeignet dünken, unter den Worten der Ermahnung von dieser Stätte herab einen Platz einzunehmen. Aber fürwahr, das sollte nicht also sein! Denn zunächst ist es wohl gewiß, daß die Liebe, wenn sie in Zeiten der Noth sich kräftig erweisen und bethätigen soll, auch sonst nicht fehlen darf; und wer nicht im ruhigen Fortgange des alltäglichen Lebens dem Vaterlande zugethan ist mit ganzer Seele, der wird auch in den Tagen der Unruhe und Gefahr nimmer eines wahrhaft patriotischen Werkes oder Opfers fähig sein. Zudem aber fehlt es auch im gewöhnlichen Leben keineswegs an Gelegenheit für uns, dem öffentlichen Wohl thätig zu dienen und des Vaterlandes heiligste Interessen kräftig zu fördern. Freilich, daß wir Haus und Hof verlassen, von Weib und Kind uns losreißen, Leben und Blut dahingeben, dessen bedarf es da nicht. Aber wie oft können wir durch Beiträge von unserm Vermögen und Erwerb mitwirken zum Gedeihen von Unternehmungen und Anstalten, die für des Volkes Wohl von der höchsten Wichtigkeit sind! wie oft durch mäßige Entbehrungen, denen wir sammt den Unsrigen uns unterziehen, drückende allgemeine Mängel abstellen helfen! wie oft durch Uebernahme von Geschäften, die unser Beruf nicht gerade gesetzlich mit sich bringt, und durch Arbeit in Stunden, die wir dem Vergnügen und der Zerstreuung entziehen, wenn auch im unscheinbaren Maße, doch wesentlich beitragen zu einer immer günstigern und vollkommneren Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse!

Ja, laßt mich noch die Frage thun: würde es nicht um die letztern überall bei uns besser stehen, wenn überall, in jedem Berufe und Stande, so recht in vollen Maßen auch nur jene thatkräftige vaterländische Gesinnung herrschte, welche wir bei vielen alten Heidenvölkern sehen? Würden nicht die öffentlichen Geschäfte einen bessern Gang gehen, wenn jeder unserer öffentlichen Beamten erfüllt wäre von dem Gedanken des öffentlichen Wohles, und von diesem Ge-

danken mehr in seiner ganzen Wirksamkeit sich leiten ließe, als von dem Verlangen, sich und den Seinigen das tägliche Brod zu verdienen? Würde nicht die Verwaltung der Staatsgüter eine viel leichtere, natürlichere und harmlosere werden, wenn jeder Besitzende und Erwerbende es sich eine aufrichtige Freude sein ließe, dem Könige, als dem höchsten Vertreter des Staats, zu geben, was des Königs ist, und seinen Beitrag zum Bestehen des Ganzen niederzulegen auf den Altar des Vaterlandes? Würde nicht die Volkserziehung bald eine andere und bessere und edlere werden, wenn euch Allen, ihr Väter und Mütter, es allezeit recht lebhaft vor der Seele stände, und recht dringend am Herzen läge, in euren Kindern dereinst dem Vaterlande würdige Söhne und Töchter zu übergeben, und wenn nicht viele von euch bloß das als das höchste Ziel der Jugendbildung betrachteten, daß eure Kinder die nöthigen Kenntnisse einsammeln, um für sich ein ehrenvolles Fortkommen in der Welt zu finden, oder höchstens, daß sie Vater und Mutter ehren lernen, damit es ihnen wohl gehe auf Erden? — Ja, prüfet, Mitchristen, ob es sich nicht findet, daß unter uns in Beziehung auf dasjenige, was wir dem öffentlichen Leben schuldig sind, meistens eine gewisse Lauheit, Gleichgültigkeit und Trägheit herrscht, und laßt es euch nicht verdrießen, einmal unter diesem Dache zu solcher Prüfung veranlaßt worden zu sein. Ihr ertragt es ja, wenn hier die Geheimnisse des unsichtbaren jenseitigen Himmelreichs und dessen Anforderungen an seine Genossenschaft und die Mängel, die euch zu solcher Genossenschaft noch unfähig machen, euch strafend vorgehalten werden: so wollet es denn auch ertragen, einmal an die Mängel erinnert worden zu sein, die euch noch hindern, mit Erfolg bauen zu helfen das sichtbare diesseitige Himmelreich, welches im vaterländischen Staats- und Kirchenwesen sein Fundament, seinen Bestand, seine Entwickelung und Vollendung hat. — Der Apostel Johannes sagt einmal: Wer den nicht liebt, den er siehet, wie kann er den lieben, den er nicht siehet? Das Wort findet auch hier seine

Anwendung. Darin laßt uns denn die Liebe zu dem ewigen himmlischen Vaterlande erweisen, daß wir immer mehr mit weiser, inniger, lebendiger und thatkräftiger Liebe das irdische Vaterland umfassen. Amen.

Druck: Pansa'sche Buchdruckerei (G. Hubbe) in Magdeburg.

Die nachstehend verzeichneten Druckfehler

wolle der Leser entschuldigen mit dem Umstande, daß der Verfasser, während des Druckes auf einer längern Reise begriffen, nicht selbst die letzte Revision übernehmen konnte. Einige derselben sind sinnentstellend; es bedarf daher einer Verbesserung vor dem Lesen.

Seite	3	Zeile	7 u. 8	von unten, für Unsichtbaren, Vollkommenen lies: unsichtbaren Vollkommenen
—	4	—	15	von unten, für das lies: der
—	8	—	12	von unten, für seinem lies: jenem
—	14	—	12	von unten, für entschiedenen lies: entschiedener
—	17	—	19	von oben, für daran lies: davon
—	29	—	6	von unten, für und lies: durch
—	52	—	7	von oben, für warum lies: wann
—	53	in der Ueberschrift		für Stimme lies: Stimmen
—	60	Zeile	13	von oben, Welt= lies: Welt
—	77	—	17	von unten, für Zeit ferner lies: Zeitfernen
—	109	—	2	von unten, für wohlthuenden und erhebenden lies: wohlthuende und erhebende

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hildebrandt, F. W.

Predigten für Unbefangene

Magdeburg 1844

Hom. 671 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10459689-2